



# Deutsche Internierten Zeitung.



Generalfeldmarschall von Hindenburg und General-  
quartiermeister von Ludendorff.



Verkaufsfilialen in allen größeren  
Schweizer Städten.

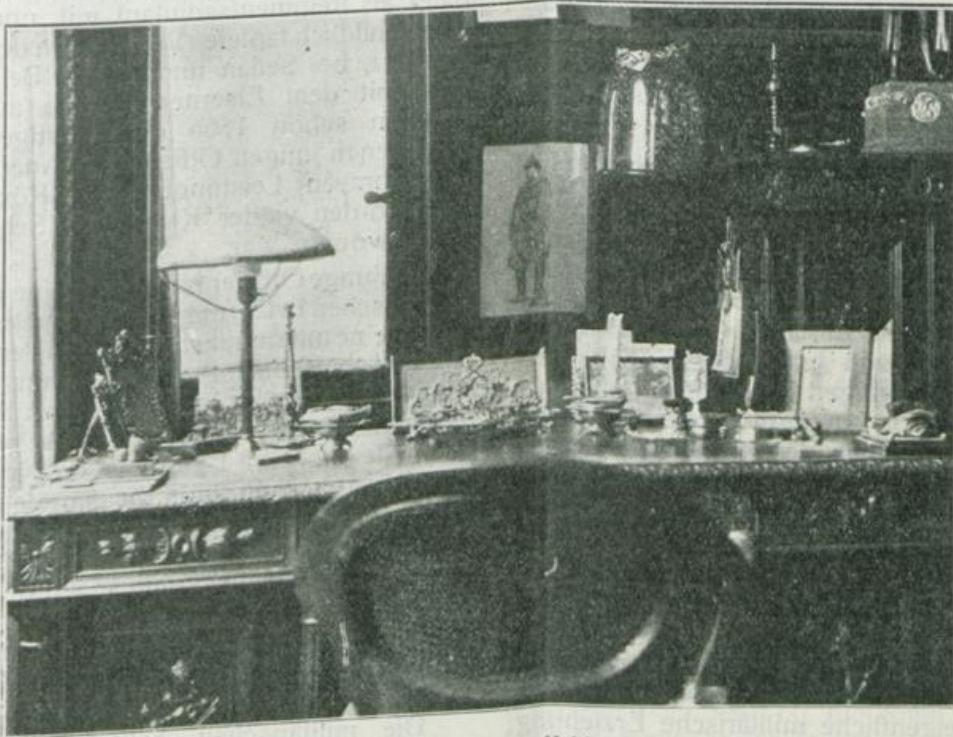




## Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Große Zeiten bringen große Männer hervor, jeder große Krieg weist einen oder auch mehrere überragende Feldherren auf, die ihr Talent auf den Schlachtfeldern entfalten. Im gegenwärtigen Weltkrieg hat fast jede kämpfende Nation ihren hervorragenden Heerführer gehabt oder besitzt

Operationen in Ost und West geleitet. Das deutsche Volk an der Front wie in der Heimat ist mit Recht stolz auf seinen großen Feldherrn, der am 2. Oktober seinen 70. Geburtstag feiern kann. Dieser Tag wird in Deutschland wie ein Festtag begangen werden. Die gerechte Würdigung



Arbeitszimmer des Generalfeldmarschalls.

ihn noch. Die Welt kennt längst ihre Namen aus den zahllosen Schlachtberichten, die seit mehr denn drei Jahren von dem gewaltigen Ringen so vieler Völker Kunde geben. Doch kein Feldherrname ist so bekannt wie derjenige des Befehlshabers der deutschen Streitkräfte, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Schon in den ersten Wochen machten die Meldungen von seinen Erfolgen in Ostpreußen die Welt auf ihn aufmerksam. In den beiden ersten Kriegsjahren leitete er den Feldzug gegen die Heere des Zarenreiches und warf sie weit zurück bis über den gewaltigen Festungsgürtel hinaus, der ihnen zu Beginn des Krieges als vorzügliche Angriffsbasis und später als starker Verteidigungswall dienen sollte. Dann hatte er als Generalstabschef der deutschen Landstreitkräfte die gewaltigen

seiner großen Leistungen auch in den neutralen Ländern ist bekannt, jeder weiß auch dort, welche große Schlachten er siegreich geschlagen hat, wie er die Gegner bis heute in Schach zu halten wußte. Wohl wenige dagegen kennen die Lebensgeschichte des großen Heerführers. Und doch zeigt uns diese so vieles, was uns seine Laufbahn in mancher Hinsicht erst recht verstehen und würdigen läßt.

Feldmarschall von Hindenburg entstammt einem alten Geschlecht, das bereits im 13. Jahrhundert in der heutigen preußischen Provinz Brandenburg mehrere Güter besaß. Die Sprossen dieses Geschlechts, die sich später in den östlichen Provinzen Preußens ansäßig gemacht hatten, waren durchweg Landwirte, staatliche Verwaltungsbeamte oder Offiziere. Des Mar-



am 23. August 1914, übergab ihm sein König das Oberkommando über das Ostheer, und nun begann für ihn jene Siegerlaufbahn, die im ganzen gegenwärtigen Kriege, ja vielleicht in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker, vergeblich ihresgleichen sucht. Die großen Erfolge, die er mit seinem dem Gegner an Zahl stets weit unterlegenen Heer im Osten erzielte, die kühne Geschicklichkeit, mit welcher der Generalstabschef die mit allen Mitteln der modernen Kriegskunst und mit einem ungeheuren Truppenaufwand unternommenen zahlreichen Anstürme der Feinde im Westen abwehrte, diese Feldherrnleistungen sind noch so in aller Erinnerung, daß sie hier nicht näher gewürdigt werden sollen. Auch an äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt, sowohl sein oberster Kriegsherr wie die deutschen Bundesfürsten und die Häupter der verbündeten Staaten haben durch höchste Auszeichnungen ihre Anerkennung und ihren aufrichtigsten Dank kundgetan.

Hindenburgs dauernde Hingabe an den militärischen Beruf, seine unermüdliche und begeisterte Wirksamkeit als Heerführer und Schlachtendenker könnten den Anschein erwecken, als ob er nach und nach mehr Soldat als Mensch oder nur Soldat mit jenem rauhen und gefühllosen Herzen geworden sei, das der Mangel so mancher großer Feldherren gewesen ist. Diese Vermutung wäre falsch. Hindenburg ist wie in seiner Jugend so auch später der gemütvolle Sohn seiner Heimat geblieben. Nach seiner Heirat war er ein liebevoller Gatte und Familienvater, der nach des Tages Dienst die schönste Erholung in seinem Hause suchte und fand; die Liebe zu seiner Familie ist heute dieselbe wie einst. An seinen Verwandten und an seiner

Heimat hängt er wie wenige, die ihr Lebensschicksal unter fremde Leute in andere Gegenden gezogen hat. Seinen Soldaten war er schon im Frieden ein treusorgender Vorgesetzter, und im Kriege hat er sich rasch durch sein aufrichtig leutseliges Wesen die Herzen aller erobert. Die tiefe Religiosität seiner Jugend hat ihn durchs ganze Leben begleitet, noch heute steht eine Karte mit den drei Worten „Ora et labora!“ auf seinem Schreibtisch. Alle diese persönlichen Eigenschaften haben viel dazu beigetragen, daß Hindenburg seinem Volke mehr wie ein siegreicher Feldherr gilt. Es liebt seinen Helden, weil es in ihm den echten deutschen Mann sieht.

#### Hindenburgs Geburtstagsbitte.

Generalfeldmarschall von Hindenburg wendet sich anläßlich seines bevorstehenden 70. Geburtstages mit folgender Bitte an das deutsche Volk:

„Aus manchem ersehe ich, daß man in freundlicher Gesinnung besonderen Anteil an meinem bevorstehenden 70 jährigen Geburtstage nehmen will. Ich bitte, von allen Festlichkeiten und Glückwünschen, die mir zugedacht werden, Abstand zu nehmen. Unser aller Zeit ist zu ernst für Feste, meine Zeit zu sehr durch Arbeit in Anspruch genommen, um persönliche Glückwünsche entgegenzunehmen oder zu beantworten. Wer an meinem Geburtstage für Verwundete und Hinterbliebene sorgt, in seinem Herzen das Gelübde zum zuversichtlichen Durchhalten erneuert, und wer Kriegsanleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe.“

Großes Hauptquartier, den 9. September 1917.  
v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.“

### Riga als Handels- und Industriestadt.

Durch den neuen großen Schlag im Osten haben unsre kühnen Truppen eine der größten und reichsten Handels- und Industriestädte Rußlands in deutschen Besitz gebracht, zugleich eine Stadt, die deutschem Unternehmungsgeist ihre Gründung und deutscher Kraft und Tüchtigkeit ihre Blüte bis auf den heutigen Tag verdankt. Nähert man sich ihr von der See her, auf der an der Mündung etwa 800 Meter breiten Düna, so baut sich überraschend zu beiden Seiten des Stromes das Bild einer Stadt von uraltem deutschem Charakter auf, das an die altertümlichen Umriss niederdeutscher Hansastädte gemahnt. Über den eigentümlich un russischen Eindruck, den die Stadt auf jeden unbefangenen Beurteiler macht, spricht sich ein Holländer in einer angesehenen holländischen Wochenschrift dieser Tage aus: „Riga steht klarer vor unsern Augen als die meisten anderen Städte, die wir auf unsrer Reise gesehen haben. Vielleicht kommt es daher, daß wir gerade aus Moskau kamen, und daß Riga

eine deutsche Stadt ist, die einen Holländer naturgemäß mehr anspricht als eine russische Stadt. Riga verrät in seinen neuen Stadtteilen etwas von dem fortschrittlichen, aber nüchternen Geist, der für neue deutsche Städte oder neue Teile älterer deutscher Städte bezeichnend ist. Auch das gab einen Kontrast zu den russischen „Gorods“, die schmutzig und winklig sind, den träumerischen Geist der slavischen Rasse zum Ausdruck bringen. Jetzt haben die Deutschen Riga genommen. Zweifellos fühlen sie sich dort zu Hause. Denn es ist eine deutsche Stadt in einem deutschen Landstrich, der sich noch viel weiter ausdehnt, mindestens bis nach Reval oder dem gelehrten Dorpat in Esthland.“ Riga ist eine der alten Hansastädte. Es finden sich hier noch einzelne Bauwerke aus der Hansazeit, wie man sie sonst hauptsächlich in Lübeck antrifft. Gegründet vor mehr als 700 Jahren von deutschen Kaufleuten und Handwerkern, ist die Stadt bis auf den heutigen Tag in immer steigendem Wachstum,

zumal innerhalb des letzten Jahrhunderts, der wirtschaftliche Mittelpunkt des baltischen Landes geblieben, dessen Geschichte bis in eine Zeit zurückreicht, in der nach den grauen Tagen der Normannen die Deutschen kamen, um das Land zu kolonisieren und die Liven, Letten und Kuren gegen Rußland zu schützen. Von der mittelalterlichen Größe, dem Wohlstand und der Pracht des damaligen

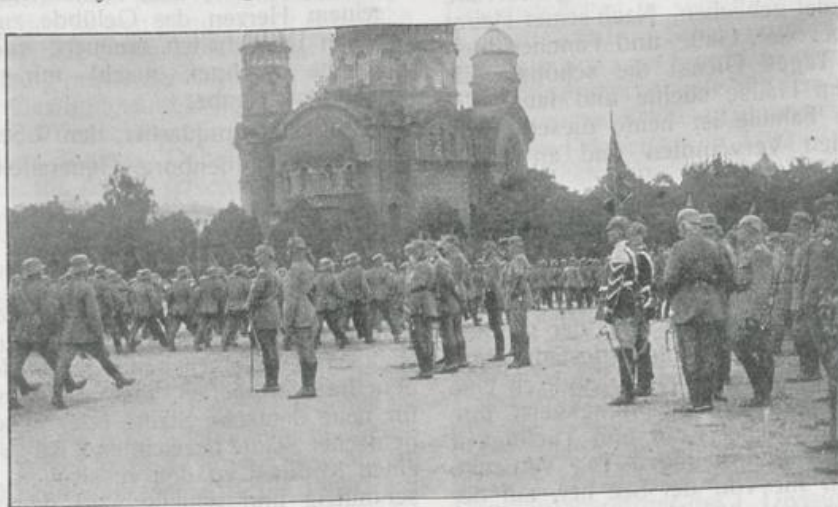
So enthüllt gleich das Hafenbild die Bedeutung Rigas, das sich vor dem Kriege zum größten Ausfuhrhafen des russischen Reiches entwickelt hatte und als Einfuhrhafen nur von St. Petersburg übertroffen wurde. Im Jahre 1911 liefen in Riga über 4 Millionen Register- tonnen ein und aus. Mit diesem Schiffsverkehr stellt sich Riga noch über



Riga von der Düna aus.

Lebens zeugen noch heute nicht nur die ehrwürdigen Kirchen, der Dom, St. Peter, St. Johann, St. Jacobus, sondern auch die mächtigen Zunft- und Gildenhäuser. Der Arbeitsrhythmus der gegenwärtigen

Stettin, den bedeutendsten deutschen Ostseehafen. Unter deutscher Flagge nahmen an ihm 1911 insgesamt 1362 Dampfer und Segler mit 861 983 Registertonnen teil, während aus Großbritannien



Truppenschau vor dem Dom in Riga.

Zeit aber prägt sich dem Fremden schon auf der Fahrt von der Dünamündung her ein. An den gewaltigen Granitmauern der Hafenanlagen liegen in langen Reihen Schiffe aus aller Welt, ladend und löschend. Ozeandampfer fahren ein und aus, mächtige Flöße werden stromabwärts geleitet, an den Ufern ziehen sich die Backsteinbauten riesiger Speicher hin, und allmählich tauchen Sägemühlen, Holzlager, Elevatoranlagen und Fabriken aller Art auf.

767 Fahrzeugemit 826 225 Registertonnen stammten. Dem Warenumsatz nach stand Deutschland im Rigaer Handel hinter England zurück, was sich daraus erklärt, daß zwischen Rußland und Deutschland ja auch der breite Landweg dem Handelsverkehr dient. Doch war Deutschland auf dem Wege, den englischen Vorsprung zu verringern: in den Jahren 1907 bis 1912 hat Englands Handel mit Riga um 34,6 Prozent zugenommen, der Handel Deutschlands auf dem Seewege mit Riga

aber um 46 Prozent. Der gesamte von dem geschilderten Schiffsverkehr getragene Handel Rigas über See umfaßte im Jahre 1912 eine Einfuhr in Höhe von 147 Millionen und eine Ausfuhr von 225 Millionen Rubel, stellte sich also im ganzen auf 372 Millionen Rubel. Hieran war England mit 140, Deutschland mit 96 Millionen Rubel beteiligt. Die Hauptausfuhrartikel Rigas sind Holz, Eier, Felle, Flachs. Als Hauptabnehmer für den Holz- und Eierhandel Rigas kam vor dem Kriege England in Frage, während im Fellehandel Deutschland die erste Rolle spielte; von der Fellausfuhr Rigas im Betrage von 30,12 Millionen Rubel — ungefähr 65 Prozent der gesamten russischen Fellausfuhr — gingen für 10,44 Millionen nach Deutschland. Unter den Einfuhrwaren, die nach Riga kamen oder Riga passierten, ragen Kohlen, Maschinen, Kautschuk und Baumwolle hervor.

Aber Riga ist nicht bloß Durchfuhr- und Umladeplatz, sondern es hat sich dort seit langem, gestützt auf das tiefe Hinterland, das einerseits Rohstoffe liefert, andererseits Abnehmer stellt, eine vielseitige Industrie entwickelt, die im letzten halben Jahrhundert einen geradezu amerikanischen Aufschwung genommen hat. Bestimmend für diese Entwicklung war die führende Stellung des deutschen Elementes im baltischen Lande,

dem eine straffere technische und kaufmännische Organisation zu danken ist, als man sie im übrigen Rußland gewohnt ist; dazu kommt die von ihm herangebildete höhere geistige Haltung der einheimischen lettischen und esthnischen Arbeiterschaft. Unter den Betriebszweigen ist an erster Stelle die chemische Industrie zu nennen, die nahezu ein Viertel der chemischen Gesamtproduktion Rußlands erreicht. Eine bedeutende Stellung nehmen ferner ein die Gummiindustrie — bekannt ist die Gummiwarenfabrik Prowodnik, die jährlich durchschnittlich 15 Millionen Paar Gummischuhe herstellt —, dann die Textilindustrie, die Herstellung von Maschinen, die Metallwarenherzeugung, die Holzverarbeitung, die Papierfabrikation und die Bierbrauerei. In der Rigaer Industrie waren reichsdeutsche Firmen vor dem Kriege mit großen Unternehmungen vertreten. So waren die Russische A. E. G., die russische Gesellschaft Schuckert u. Co., ferner die russische Anilinfabrik Leopold Cassella & Co. und die Ultramarinfabrik Dr. C. Leverkus u. Söhne deutschen Ursprungs; auch die Westfälische Drahtindustrie A.-G. in Hamm und die Maschinenbauanstalt A.-G. vormals Gebrüder Klein hatten in Riga Zweigniederlassungen.

## Von der Eiszeit.

Von G. Kalb.

Steine und Brot sind für unser liebes Vaterland und auch für die Schweiz nicht unversöhnliche Gegensätze, wie man nach dem bekannten Bibelwort vermuten möchte. Ohne die Steine auf unsren Feldern daheim und ohne die Ackerkrume, die daraus entstanden ist, hätten wir kein Brot; ohne sie wäre das norddeutsche Tiefland tatsächlich des deutschen Reiches Streusandbüchse, als welche besonders die Mark Brandenburg im heiligen römischen Reiche solange mit Unrecht verschrien war. Mit der Schweiz ist es ähnlich. Das Schweizer Mittelland, zwischen Alpen und Jura, wohnt und nährt sich auf dem Gletscherschutt der Eiszeit, verdankt ihr in der Hauptsache seine Flüsse und Seen mit all ihrer Pracht, seine ältesten Zeugen in der Pflanzen- und Tierwelt von heute, ihr gehören auch die Spuren der ersten Kultur an.

Es hat lange gedauert, bis man diese Zusammenhänge erkannte. Die großen und kleinen Findlinge oder Wandersteine oder erratischen Blöcke waren zuerst Fragezeichen und hernach Wegweiser für die denkende Menschheit. Goethe hielt sie für Bruchstücke von Gesteinen, die dicht unter der Bodenoberfläche in größeren Massen anstehen müßten, die aber nirgends zu finden waren. Dann wollte man sie als vulkanische Auswürflinge deuten; die kleinen, oft kreisförmigen Seen, Sölle und Pfuhe, an denen Norddeutschland so reich ist, sollten die Krater jener er-

loschenen Vulkane gewesen sein. Daß die Schweizer Geschiebe in den Alpen zu Hause sind, wußte man früh schon, und für die nordischen Geschiebe war bis 1800 in Schweden und Norwegen, auf Rügen, in Finnland und in den Ostseeprovinzen die Heimat festgestellt worden. Es entstand nun die Frage: Auf welche Weise sind jene nord- und diese soweit südwärts gewandert? Bis zum Jahre 1835 redete man von einer großen Flut, die alles Land zwischen den skandinavischen Gebirgen und den Alpen bedeckt haben sollte; das Wasser war längst abgeflossen, aber der mitgeführte Schmutz — so lehrte die Wissenschaft von der Erdbildung, die Geologie, damals — mußte liegen bleiben. Diluvium heißt Flut; noch jetzt spricht man von der Diluvialdecke und versteht darunter all den Kies, Sand und Ton mit den darin eingebetteten Findlingen, die sämtlich nicht bodenständig sind. Die Forscher wurden stutzig, als sie die Mächtigkeit jener Diluvialdecke maßen; im Durchschnitt ist sie 20 bis 25 Meter dick, aber auch 100 bis 200 Meter Mächtigkeit kommen in Deutschland vor.

Da kam 1875 der schwedische Geologe Otto Torell zu einer Geographenversammlung nach Berlin. Ihm waren von seiner nordischen Heimat her die Gletscher und alles, was damit zusammenhängt, bekannt und vertraut. Wer durch das schöne, aber regenreiche Norwegen reist, trifft schon bei 1000 Meter über dem Meere den

ewigen Schnee an, während in den Alpen die Schneegrenze bis 2500 und im Himalaya, in der heißen Zone gar bis über 5000 Meter hinaufsteigt. Viele von den Internierten sind in der glücklichen Lage, das Leben der Gletscher an der Quelle studieren zu können. Der vorjährige Schnee oder Firn wird allmählich durch den Druck der darüberlagernden Schneemassen zu festem Eis; auch wenn die Fläche darunter nur wenig geneigt ist, schiebt das eigene Schwergewicht und das nachrückende Eis die Massen vorwärts, und der Eisstrom oder Gletscher ist fertig. Das Gletscherbett gibt von seinem Grunde und von den Wänden dem Eisstrom viel Schutt und Geröll mit; so entstehen die Moränen, die in dem verlassenen Gletscherbett noch deutlich den Weg bezeichnen, den der Eisriese auf seiner Talfahrt einst einschlug. Wie der Untergrund selbst oft glatt gehobelt und poliert erscheint, so reden auch die zurückbleibenden Geschiebe mit ihren Kritzen und Schrammen von dem Transport.

Dies alles war Torell durch Erfahrung bekannt. Und siehe, er fand auf den Rüdersdorfer Kalkschichten bei Berlin eine deutliche Grundmoräne; die Schichtenköpfe darunter waren gerundet und mit langen Schrammen gezeichnet; hier und da waren durch Schmelzwasser unter dem Eise Strudellöcher oder Gletschertöpfe ausgewaschen worden, wie sie der Gletschergarten von Luzern in hervorragender Ausbildung zeigt. Da gab es für Torell keinen Zweifel mehr; noch am selben Abend vertrat er in jener Versammlung seine Ansicht. Von den meisten wurde die neue Lehre von der einstigen Vereisung Norddeutschlands verlacht; aber nach fünfundzwanzig Jahren hatte sie auf der ganzen Linie gesiegt. Der Berliner Professor Wahnschaffe, der vor einigen Jahren gestorben ist, und der Schweizer Professor Heim haben auf dieser Reise durch Irrtum zur Wahrheit die besten Führerdienste geleistet.

Die Schweiz gibt uns den Anschauungsunterricht; wenn wir ihm mit offenen Augen folgen, so werden wir von jetzt ab unsre Heimat besser verstehen. Hier sehen wir die Gletscher entstehen, nützliche und schädliche Arbeit leisten und schließlich vergehen. Nur die Maße müssen

wir verändern, dann haben wir unser Deutschland zur Eiszeit, und die holen wir aus Grönland. Fridjof Nansen teilt in seinem Buche „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ mit, das Innere Grönlands liege unter einer Eisdecke von 2000 Meter Mächtigkeit begraben. Weit und breit von keiner Bergspitze durchragt, von keinem Bächlein bewässert, mit einer leichten Schneeschicht bestreut, so halten die Eisriesen das darunterliegende Land gefangen. Solche riesigen Eismassen schoben sich von den skandinavischen Gebirgen und den Alpen aus über Deutschland. Eine Eisbedeckung von 500 bis 1000 Meter Dicke, so hoch wie fünfundzwanzig bis vierzig vierstöckige Häuser, die aufeinander gestellt sind, müssen wir uns denken, um ihr Wirken einigermaßen begreifen zu können.

Dazu passen dann die 25 bis 200 Meter Grundmoräne, die als fruchtbare Ackererde zurückblieb; die größeren Steine darin waren für den Häuser- und Straßenbau wirklich „gefunden“. „Es war einmal“, dieser trauliche Märchenanfang wurde für die gewaltigsten Eismassen dennoch Wahrheit, und ihre Schmelzwasser durchzogen den Untergrund mit Rinnen und Furchen für Bäche, Flüsse und Seen. Professor Berends nannte einst die Spree in dem Berliner Haupttal, das über eine Stunde breit ist, die „Maus im Löwenkäfig“; der zugrunde liegende Vergleich läßt sich wohl auf alle heutigen Wasserrinnen in den Stromtälern der Eiszeit anwenden. Das war die Zeit, wo die Diluvialdecke im Schweizer Mittellande und noch mehr in Norddeutschland in Höhen- und Flachland gegliedert wurde und das Norddeutsche Tiefland aufhörte, eine Tiefebene zu sein. Für die Schweiz zählt man vier, für Norddeutschland drei Eiszeiten, die durch Jahrtausende mit einem milderen Klima getrennt waren.

Dann war den Pflanzen und Tieren und schließlich dem Menschen der Eiszeit der Schauplatz bereitet, auf dem sie ihre Rolle spielen sollten. Wenn der Frühling auf die Berge steigt, wollen wir mit ihm ziehen und manche von den Alpenpflanzen als Zeugen der Eiszeit, als Grübe unserer Vorväter kennen, deuten und lieben lernen.

## Die wichtigsten Formen der doppelten Buchhaltung.

Von Gefr. C. E. Wyneken, Zürich.

(Fortsetzung.)

### Deutsche Buchhaltung.

Es sei noch einmal ausdrücklich betont, daß die journalisierende, täglich übertragende, beziehungsweise nur das Journalisierungs-Verfahren, den Einzelübertrag, kennende direkte Übertragung lediglich in der Führung von Journal und Kassa-Buch besteht, dagegen bei dem Mensualisierungsverfahren, dem indirekten Übertrag, dem Monatsübertrag, das Zwischenbuch Mensual zwischen die zwei Grundbücher und Hauptbuch geschoben wird. In der Praxis wird heutzutage dieses Mensual irrtümlicherweise durchweg Journal genannt, man bezeichnet auch die Arbeit des Sammelns der einzelnen

Posten im Journal mit journalisieren. Ich weiche hier absichtlich von der allgemein gültigen Regel in der Benennung jenes Buches ab, da das Wort Mensual tatsächlich den richtigen Charakter dieses Buches, als ein am Ende jedes Monats (mens-Monat) zu brauchenden Buches, entspricht.

Durch die Einführung des Mensuals wurde natürlich die doppelte Buchhaltung etwas komplizierter. Dieses Mensualisierungsverfahren umhüllte in damaliger Zeit die Doppik mit einem mysteriösen Schleier. Ein Engländer Jones aus Bristol bezeichnete die doppelte Buchführung als „ein Asyl der niederträchtigsten Bilanzen, die je ein schurkischer Menschenverstand ersann“. Ganz interessant

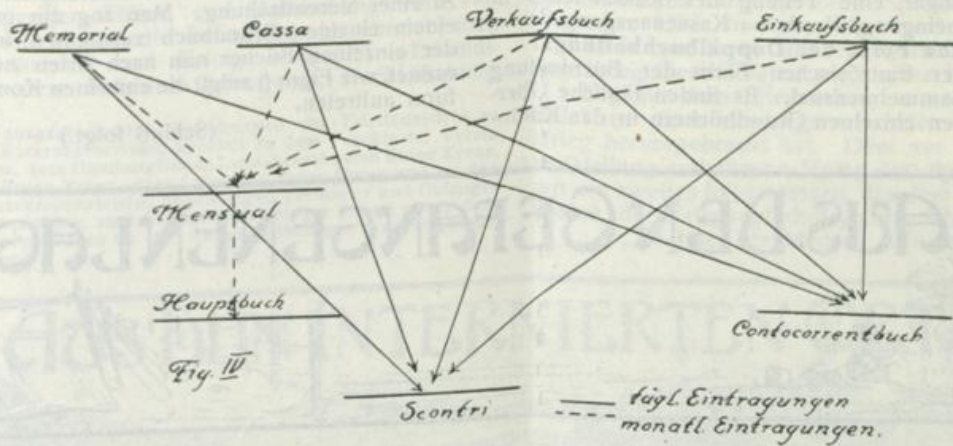


ist es, nebenbei bemerkt, daß dieser Jones 1796 die Welt mit einem von ihm erfundenen System „English System of Book keeping“ beglückte, worauf er sogar ein Patent erhielt. Sein System, für das er in marktschreierischer Weise Reklame machte, konnte den Prüfungen fachkundiger Männer nicht Stand halten. Seine Anhänger hatten meist nur oberflächliche, mitunter gar keine Ahnung von doppelter Buchführung.

Es hat die Einführung dieses Buches, dieses Mensuals, trotzdem es die Buchführung wesentlich komplizierter gestaltete, doch große Verbreitung gefunden. Man muß daraus schließen, daß die deutsche Buchführung, die in

danken der Zerlegung des Grundbuches zum Ausdruck gebracht hatte, war ein Buchhalter Flügel im Jahre 1741. Er zerlegt das Grundbuch in Einkaufsbuch — Verkaufsbuch —, Kassenbuch und Memorial. In das Einkaufsbuch sollen alle Einkäufe, in das Verkaufsbuch die Verkäufe, in das Kassenbuch die Einnahmen und Ausgaben des Bargeldes, in das Notizbuch „alle anderen Fälle, so die Kasse und Waren nicht angehen“, aufgenommen werden.

Es wurde also in dieser Form der doppelten Buchhaltung, wie wir aus Figur 4 ersehen, täglich übertragen aus dem Memorial, Kassa-, Ein- und Verkaufsbuch in das Skontro und in das Konto-corrent.

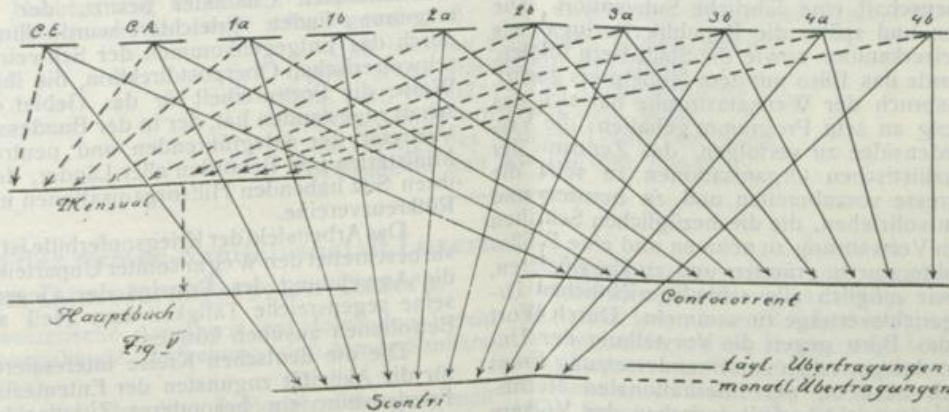


der Praxis sich einer solchen Beliebtheit erfreute, die italienische Buchhaltung in gewissen Punkten übertrifft. Trotzdem hat sie der italienischen Buchführung gegenüber große Nachteile.

Das Mensual nimmt die Posten in chronologischer Form auf, zugleich aber auch in systematischer Form, wodurch natürlich die chronologische Eigenschaft des Mensuals gänzlich verloren geht, nur noch dem Scheine nach besteht, während die systematische Ausführung des

#### Erweiterte deutsche Buchhaltung.

Der Gedanke der Zerlegung des Grundbuches in einzelne Spezialbücher — journaux speciaux — stammt aus Frankreich. Man nennt diese Art der Buchhaltung französische Buchhaltung. Der Fachschriftsteller Theodor Drapala sagt in seinem Buche, „Die Buchhaltungskunde in ihrer wissenschaftlichen Pflege“: Was das historische Aufkommen des Journalisierungsverfahrens einerseits und des Mensualisierungsverfahrens andererseits betrifft, so



Sammelns in der Entwicklung und völligen Ausnützung gehemmt wird. Auch liefert das Mensual lediglich Zahlen, Rechnungsnachweise, man kann nicht mehr, ich möchte sagen, die geschichtliche Bedeutung der mit den Zahlen zusammenhängenden Geschäftsvorfälle ersehen. Im Hauptbuch erscheinen nun nur die Sammelposten, wodurch das Hauptbuch an seiner früheren Klarheit verliert. Trotzdem hat sich diese deutsche Buchhaltungsform weit verbreitet, da in größeren Betrieben die streng durchgeführte, chronologische Einzelaufführung eines jeden Postens sich bis zur Unmöglichkeit steigerte, so daß das Mensual, wie schon gesagt, häufig Sammeljournal genannt, ein willkommenes Mittel war, um diesem Übelstande abzuhelfen.

Im Laufe der Jahre nun verfeinerte sich die deutsche Buchhaltung zu der sogenannten erweiterten deutschen Buchhaltung. Im 18. Jahrhundert empfing das Grundbuch eine weitere Zerlegung. Der erste Mann, der den Ge-

lehrt diesbezüglich die Geschichte der doppelten Buchhaltung, daß zuerst in Italien das Journalisierungsverfahren beziehungsweise die journalisierende Doppelbuchhaltung aufkam und in Frankreich bis auf den heutigen Tag beibehalten wurde, woraus sich die französische Buchhaltung ergibt.

De la Porte, der bekannteste französische Schriftsteller auf dem Buchhaltungsgebiet, äußert sich in seinem Buche, betitelt: „La Science des Negocians et Teneur des Livres“ (erschienen im Jahre 1748) über die Zergliederung des Grundbuches in folgenden Worten:

Il y a des marchands, qui au lieu de tenir un mémorial ou brouillard entier, le divisent. Ces parties sont livres d'achats, livre de ventes, livre de caisse, livre de notes pour tous les articles, qui ne dépendent ni des marchandises, ni de la caisse. (Es gibt Kaufleute, die anstatt ein Memorial oder eine Kladde für alles zu halten,

diese teilen. Diese Teile sind: Einkaufsbuch, Verkaufsbuch, Kassabuch, Notizbuch für alle Gegenstände, die weder die Waren noch die Kasse betreffen. Im Jahre 1825 unterscheidet B. Desarnand in seinem Werke (Essay sur la Comptabilité commerciale) acht Grundbücher:

1. Kassa-Buch (livre de Caisse),
2. Einkaufsbuch (livre d'achats),
3. Verkaufsbuch (livre de ventes),
4. Besitzwechselbuch (livre d'effets à recevoir),
5. Schuldwechselbuch (livre d'effets à payer),
6. Magazinbuch (livre de magasin),
7. Notizenbuch (livre de notes),
8. Verfallbuch (livre d'échéances),

Figur 5 zeigt sogar eine Teilung des Kassabuches in K.-E. = Kasseneingang, K.-A. = Kassenausgang.

#### Französische Form der Doppelbuchhaltung.

Auch bei der französischen Form der Buchhaltung finden wir das Sammelmensual. Es finden tägliche Übertragungen aus den einzelnen Grundbüchern in das Konto-

corrent-Buch und in die Scontren statt, dann die monatliche Mensualisierung in das Mensual und von dort in das Hauptbuch.

Es hat natürlich diese Form ihre großen Nachteile; sie benötigt eine große Zahl von Grundbüchern, das Hauptbuch ist stets im Rückstand, der bei monatlicher Mensualisierung vier Wochen sein kann.

Aber auch Vorteile bietet die französische Form der Doppik, die einzelnen Konten sind übersichtlicher, weil bei monatlicher Übertragung die Zahl der Buchungen im Soll oder Haben nicht größer als 12 zu sein braucht.

Die zahlreiche Menge der Grundbücher in der französischen Form führte französische Buchhaltungspraktiker zu einer Vereinfachung. Man zog die ganzen Bücher zu einem einzigen Grundbuch zusammen, in dem an Stelle einzelner Bücher nun nach Arten nebeneinander geordnet, wie Figur 6 zeigt, die einzelnen Konten in Kolonnenform auftreten.

(Schluß folgt.)



### Das Internationale Friedensbüro in Bern.<sup>1)</sup>

... Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.

Das Internationale Friedensbüro, eine Schöpfung des dritten Weltfriedenskongresses zu Rom, wurde 1891 in Bern als Zentralorgan der Friedensgesellschaften, zugleich als Auskunftsbüro und Mittelpunkt der Friedensbewegung überhaupt, von einigen weitsichtigen Männern verschiedener Länder gegründet.

Kurz nach seinem Entstehen gewährte ihm die Schweizerische Eidgenossenschaft eine jährliche Subvention. Die nordischen Staaten und später die Republik Portugal wie auch einige Schweizerkantone sowie die Stadt Bern folgten. Im Jahre 1910 wurde das Büro mit dem Nobelpreis geehrt.

Bis zum Ausbruch der Weltkatastrophe hat sich das Friedensbüro streng an sein Programm gehalten: die Verbreitung der Friedensidee zu verfolgen, das Zentrum der verschiedenen pazifistischen Organisationen zu sein, die Weltfriedenskongresse vorzubereiten und zu berufen und ihre Beschlüsse zu vollziehen, die diesbezüglichen Schriften und Dokumente in Verwahrung zu nehmen und eine Bibliothek der Friedensliteratur zu gründen und zu klassifizieren, endlich so weit wie möglich alle schiedsgerichtlichen Urteile und Schiedsgerichtsverträge zu sammeln. Durch Wort und Schrift hat das Büro gegen die Vorstellung der Unvermeidlichkeit der kriegerischen Auseinandersetzung Front gemacht und sich bestrebt, der internationalen Rechtsordnung und Schiedsgerichtsbarkeit zwischen den Völkern den Weg zu bahnen.

Durch die Friedenskonferenzen im Haag schien diese Propaganda auf eine feste Grundlage gestellt und der Anerkennung der Kulturstaaten sicher zu sein. Der Weltkrieg bereitete all diesen Hoffnungen ein jähes Ende.

An diesem kritischen Wendepunkt wurde das Internationale Friedensbüro aufgefordert, seinem Wirkungskreis eine Abteilung für die Kriegsofferhilfe anzugliedern. Dieser Aufgabe konnte es sich nicht entziehen. Im Gegenteil, es widmete sich mit Freuden dem ihm neu angewiesenen Wirkungskreis und hat all seine Kraft, all seine Beziehungen in den Dienst der charitativen Sache gestellt.

Obwohl durch die kriegerischen Ereignisse der pazifistischen Propaganda des Büros bindende Fesseln angelegt

sind, so wirken und weben die Ideen, für die es kämpfte, fort und versprechen einen neuen Völkerfrühling. Die durch die Beschlüsse der Weltfriedenskongresse kodifizierten Grundsätze des Völkerrechts werden schon jetzt, während des Ringens, in der Presse eingehender Erörterung gewürdigt und werden, dessen sind wir sicher, einen wesentlichen, fundamentalen Grundstein des künftigen Friedensbaues bilden.

Die Kriegsofferhilfe war für das Internationale Friedensbüro ein um so geeigneteres Arbeitsfeld, als es einen rein internationalen Charakter besitzt, der allgemeine Anerkennung findet. Erleichtert wurde ihm seine Aufgabe durch das Entgegenkommen der Schweizer Behörden, der schweizerischen Oberpostdirektion, die ihm in großmütiger Weise die Portofreiheit für das Gebiet der Eidgenossenschaft zugestanden hat, der in der Bundesstadt beglaubigten Vertreter der kriegführenden und neutralen Staaten, der Ministerien und Behörden aller Länder, der in der Schweiz ihren Sitz habenden Hilfsorganisationen und der nationalen Rotkreuzvereine.

Das Arbeitsfeld der Kriegsofferhilfe ist rein international, sie beschreitet den Weg absoluter Unparteilichkeit. Nur durch die Anwendung des Prinzips der Gegenseitigkeit hat es seine segensreiche Tätigkeit zum Heil aller vom Kriege Betroffenen ausüben können!

Die die deutschen Kreise interessierende Tätigkeit — für die Aktivität zugunsten der Ententestaaten wurde vom Friedensbüro ein besonderes Zirkular herausgegeben — sei in folgender Zusammenfassung kurz dargestellt:

#### a) Hilfe für die privaten Kriegsoffer.

Diese erstreckt sich vornehmlich auf Nachrichtenvermittlung nach dem feindlichen Ausland und nach den von feindlichen Truppen besetzten Teilen von Elsaß-Lothringen und den afrikanischen und überseeischen Kolonien<sup>2)</sup> des Deutschen Reiches. Sämtliche Sendungen unterliegen selbstverständlich der Einsicht der Zensurbehörden, so daß dem Büro bei dieser Tätigkeit keinerlei Verantwortung obliegt. Nach Deutschsüdwestafrika und Deutschostafrika werden auch Geldsendungen, telegraphische Anfragen und die Vermittlung von Telegrammen erledigt. Seit Kriegsbeginn übt die Kriegsofferhilfe ferner die Ver-

<sup>2)</sup> Hierbei ist zu beachten, daß für die Briefe nach Deutschsüdwestafrika ein internationaler Antwortschein beizufügen ist, für Briefe nach den anderen Kolonien jedoch zwei internationale Antwortscheine gebraucht werden. Von der in englischer Okkupation stehenden Kolonie sind nur 14 Gramm als einfache Sendung zulässig.

<sup>1)</sup> Adresse: Internationales Friedensbüro, Kriegsofferhilfe, Bern. Für zu übermittelnde Sendungen: Internationales Friedensbüro, Briefvermittlung, Bern.

mittlung der Post der in Madagaskar, Indien, Japan usw. internierten Zivilgefangenen sowie die Verbindung zwischen den in Frankreich internierten Gefangenen und ihren in zur Zeit von deutschen Truppen okkupierten französischen Gebieten verweilenden Angehörigen mit Erfolg.

Im übrigen erteilt das Büro Auskunft über Reiserouten, Paket- und Geldsendungen und dergleichen, es bemüht sich weiter für die Heimbeförderung der in den feindlichen Staaten verbliebenen Personen, besonders von Frauen, Kindern und Kranken.

#### b) Hilfe für die Kriegsgefangenen.<sup>3)</sup>

Sie umfaßt gleichfalls Nachrichtenvermittlung, namentlich in schwierigen Fällen, und Aufsuchung von Vermißten, speziell soweit die Befragung der überlebenden Kameraden Aussicht auf Erfolg verspricht, Erkundigungen nach dem Befinden Gefangener, Nachforschung

<sup>3)</sup> Bei den ausgezeichneten Beziehungen des Friedensbüros zu den deutschen Rotkreuzvereinen, speziell zu dem Frankfurter Verein vom Roten Kreuz, dem Hamburgischen Landesverein vom Roten Kreuz, dem Dresdner Roten Kreuz, dem Leipziger Roten Kreuz und zu den anderen Rotkreuzvereinen ist den Angehörigen Vermißter und Gefangener dringend empfohlen, sich bei den unter obiger Rubrik näher dargestellten Tätigkeitszweigen an den nächstzuständigen Rotkreuzverein wenden zu wollen.

nach Hinterlassenschaft und Beerdigungsstellen der in Feindesland verstorbenen Krieger, allgemeine Auskünfte über Lager usw. Auch für Fälle, die nicht in diese Kategorien fallen, wird Auskunft erteilt.

Der Umfang der Tätigkeit der Kriegsofferhilfe erhellt aus den nachfolgenden Zahlen: täglich übermittelte Briefe 300–350, täglich behandelte Spezialfälle etwa 200. Die Gesamtzahl der ausgegangenen Briefe beträgt bis heute 510000 und die der Telegramme 11700.

Finanziell steht die „Kriegsofferhilfe“ auf eigenen Füßen, da die seit Kriegsausbruch beschränkten Mittel des „Internationalen Friedensbüros“ für die Tätigkeit zugunsten der Kriegsoffer nicht in Betracht kommen. Die laufenden Ausgaben werden durch freiwillige Spenden bemittelter Kreise, die seine Hilfe in Anspruch nehmen, gedeckt, damit sie ihre Hilfe und ihren Rat unentgeltlich den Armen, durch den Krieg Geschädigten angedeihen lassen kann.

Die aus dem Friedensbüro erwachsene „Kriegsofferhilfe“ ist eines der segensreichsten Institute, die dieser Krieg hervorgebracht hat. Dem am Kopfe dieser kurzen Aufstellung enthaltenen Motto des Friedensbüros möchten wir ein zweites folgen lassen, das dem Geiste seines Kriegskindes, der Kriegsofferhilfe, entspricht:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Gr.



### Nacht in den Bergen.

Ein lauer Wind weht über'n See  
Und bringt verworr'ne Glockenschläge  
Zu mir hindurch die fels'gen Stege  
Von irgend einer Alpenhöh'. —  
Nachtschattig küßt's den Erdenschob  
Und macht die Berge schwarz und groß;

Und hoch an Schluchten schroff und kalt  
Hängt etwas dräuend zu den Matten,  
Ein weiß Gebild. — Der Geisterschatten  
Der Nebelfrau bricht aus dem Wald  
Und schlingt des Mantels Dunst und Saum  
Friedlächelnd nun um Tal und Traum!

Macht aus dem See ein stummes Land.  
Nur manchmal zittert drauf ein Scheinen  
Und kommt gelispelt wie ein Weinen,  
Als wie ein Kind zur Felsenwand,  
Das sich vergaß am steilen Ort —  
Die Fluten lassen's nicht mehr fort. —

W. S.

### Aufhebung der Armee-Sanitätsanstalt Luzern und der Internierungsregion Luzern.

Der Schweizerische Armeearzt hat folgenden Befehl über die bevorstehende Aufhebung der Armee-Sanitätsanstalt erlassen:

„Da nach den an den Regionen eingegangenen Rapporten die Zahl der chirurgischen Fälle unter den Internierten in den letzten Monaten ganz bedeutend zurückgegangen ist, läßt sich der Weiterbetrieb einer besonderen Armee-Sanitätsanstalt für Internierte nicht mehr rechtfertigen.

Ich habe daher Befehl erteilt, daß die Armee-Sanitätsanstalt in Luzern auf den Zeitpunkt, bis zu welchem die bisher für diese Anstalt benutzten Räumlichkeiten der Schweizerischen Unfallversicherungs-Gesellschaft in Luzern zurückgegeben werden müssen, aufgehoben ist.

Damit wird auch die Region Luzern als selbständige Internierungsregion aufgehoben. Das Internierungsplatzkommando Luzern tritt mit dem 11. September unter das Kommando des Internierungs-Regionalkommandos Zentralschweiz — Zentralmächte.“

Der Armeearzt:

Hauptquartier, 6. Sept. 1917. gez. Oberst Hausser.

### Luzern.

Wohltätigkeitskonzert deutscher Internierter für die Wassergeschädigten in Wolhusen.

Das Internierten-Soloquartett „Edelweiß“ aus Weggis veranstaltete letzten Donnerstag Abend im Hotel du Lac in Luzern ein Wohltätigkeitskonzert zugunsten der Notleidenden in Wolhusen; die Sopranistin Fräulein Herlan aus Basel und die Pianistin Fräulein Clavadetscher aus Luzern hatten ihre Kunst ebenfalls in den Dienst der guten Sache gestellt. Die Leistungen des Abends verdienen vom künstlerischen Standpunkte aus volles Lob. Die Sänger haben schönes Stimmmaterial, gediegene Schulung und sind gut aufeinander eingestimmt. Fräulein Herlan erfreute die Zuhörerschaft durch eine Reihe herrlicher Lieder Schumanns und anderer Klassiker der lyrischen Komposition; Fräulein Clavadetscher, die die Begleitung der Lieder übernommen hatte, zeigte ihr Können und Empfinden auch in Solovorträgen, wie dem Chopinschen Walzer in E-moll, den sie vollendet wiedergab. Der Besuch der Veranstaltung litt leider darunter, daß am gleichen Abend die vereinigten Bataillonsspiele der eben heimgekehrten Luzerner Brigade ein großes Konzert im Kurssaal gaben. Immerhin wird der schöne Ertrag zur Unterstützung der armen Hochwassergeschädigten beitragen können.

Gr.

### Luzern.

Im Kantonspital starb der internierte deutsche Kriegsgefangene, Friedrich Gottfried L e n n a r t z, vom preußischen Infanterie-Regiment 28 aus Süchteln (Rheinland). Die Beerdigung fand Dienstag, vormittags 10 $\frac{1}{2}$  Uhr, im Friedental statt.

### Weggis.

Der 1. September wurde ein Tag der Freude für viele Internierte der Zentralschweiz.

Allein aus Weggis gelangten 14 Offiziere und 55 Mannschaften zur Rapatriierung. Unter ihnen auch Herr Oberleutn. Ritter, der lange Zeit bis zu diesem Tage die Geschäfte des rangältesten Offiziers der Region leitete.

Die Offiziere hatten am Donnerstag noch einmal ein letztes gemütliches Beisammensein, einen einfachen, schlichten Bierabend im Speisesaal des Hotels Post. Zu-

Wasser liegende Schiffsrumpf in Bewegung. Ein hundertstimmiges Hurra vom Ufer und vom Schiff! Mützen- und Tücherschwenken! So fahren glückliche Kameraden in die Heimat. Der See und die Berge haben gewiß zu Zeiten des Fremdenverkehrs oft frohe Menschen gesehen, aber des heimkehrende deutsche Offiziere und Soldaten in ihrer Freude, ein solches Bild kann nur die Interniertenzeit bringen und zwar die — Rapatriierung. B.

### Meggen.

Am 7. September hatten wir die Freude, auf dem hiesigen Bahnhofs zum vierten Male aus Frankreich ankommende Kameraden mit einem herzlichen „Willkommen“ begrüßen zu dürfen. „Wir können nicht fassen, es kommt uns vor als wie ein Traum“; das waren die ersten Worte unsrer neu angekommenen 21 Mitstreiter, als wir ihnen die Hände schüttelten. Ganz der Zeit angemessen, war



Weggis, Abfahrt heimreisender Kameraden.

gleich galt es, Herrn Major Zimmermann, der aus seinem Amt als Platzkommandant von Weggis scheidet, durch eine kleine Feier zu ehren.

Am nächsten Morgen mit dem Schiff 8.20 Uhr sollte es losgehen.

Eine vielköpfige Menschenmenge hatte sich auf dem Platz vor der Anlegestelle des Dampfers eingefunden. Neben vielen deutschen Uniformen Einwohner aus Weggis und zahlreiche Kurgäste. Die Schweizerin meinte es gut mit den Heimkehrenden. Sie hatte ausnahmsweise früh am Morgen den Nebelschleier durchbrochen und den Nebeldunst vertrieben, der sich sonst um diese Jahreszeit oft während des halben Vormittags zu halten pflegt. Die alten bekannten Berggipfel traten in voller Klarheit hervor. Pilatus und Rigi, Bürgenstock und Bauen, alle waren sie beisammen. Und der See glitzerte und strahlte. Lachender Sonnenschein und lachende Menschen! Kaum sah man ein ernstes Gesicht. In Gruppen stand alles beisammen, schwatzte und schüttelte sich die Hände. Unsre Soldaten mit Rosen in der Hand oder im Knopfloch. Weggis hat Rosen in Fülle! Der Interniertenchor singt. — Abschiedsklänge! — Endlich kommt der Dampfer. Er läuft schon mit starker Verspätung ein. Schwer arbeitet er sich durch die Fluten. Er stampt gewaltig unter seiner Last. Auf dem Deck ist schon alles voll Menschen, meist Feldgraue, die schon in Brunnen, Gersau, Beckenried, Buochs und Vitznau eingestiegen sind. Da scheint kaum noch Platz zu sein. Aber es geht doch. Ein Strom der von Weggis Abschiednehmenden windet sich zwischen der Menschenmenge der Schiffsbrücke zu. Der Chor singt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“. Der Dampfer liegt noch unbeweglich. Er hat starke Schlagseite. Natürlich hat sich alles, soweit eben möglich, auf dem Schiff nach dem Weggisbord zusammengedrängt. Die Schaufeln greifen ins Wasser, und langsam setzt sich der breite, tief im

der Empfang ein stiller, doch herzlicher. Den durch Rapatriierung leer gewordenen Plätzen entsprechend wurden die Kameraden in die beiden Internierungsanstalten „Pension der Schönau“ und „Pension Gottlieben“ einquartiert. Auf dem Wege dorthin hatten wir fast Mühe, ihnen klar zu machen, daß sie nun frei und in der schönen Schweiz seien und nicht mehr im Elende der Gefangenschaft. Die vergangenen dunklen Eindrücke waren noch zu lebhaft in ihrem Innern, um die so plötzliche Veränderung begreifen zu können. Aber sie brachten doch die richtige Erkenntnis über den Zweck der Internierung mit. „Wir sind hierher gekommen, um später, neugekräftigt an Geist und Leib, in die liebe deutsche Heimat zurückzukehren, und dadurch noch manchem kranken Kameraden in Frankreich Platz zu machen, daß auch er den Segen der Gesundung spüren könne. Möge auch diesen Neugekommenen, wie schon so vielen, der Aufenthalt am hiesigen Orte ferner Segen sein in Dankbarkeit zu Gott und seinen Mithelfern. Sch.

### Kerns.

Unsre Anstalt liegt etwas abseits von Verkehrsmittelpunkten in einer reichen Wiesenlandschaft. So kommt es, daß sich für die hiesigen Internierten günstige Gelegenheit bietet, sich in der Landwirtschaft zu betätigen. Die Landleute nehmen gern unsre Hilfe beim Mähen und, in der letzten Woche, auch bei der Obsternte in Anspruch, so daß der größte Teil der Burgfluh-Besatzung, die Arbeiter der Internierten-Schreinerei und -Korbmacherei ausgenommen, tagsüber draußen beschäftigt ist. Kein Wunder, daß in der Anstalt fast Grabesstille herrscht und der im vorigen Monat nach Ankunft von 39 Kameraden aus Frankreich aufgenommene Unterricht wieder eingestellt worden ist.

Der 1. September brachte uns die Abreise von 19 Kameraden nach der Heimat, nachdem abends vorher eine

fröhliche Abschiedsfeier veranstaltet worden war. Vorträge unsrer Hausmusik wechselten mit gemeinschaftlichen Liedern. Herr Leutnant Minn hielt die Rede und verbreitete sich über den deutschen Staatsgedanken. — Der Abend brachte uns noch den Besuch des Herrn Geh. Justizrats Prof. Dr. van Calcker aus Kiel, der einige Stunden in unsrer Mitte weilte.

Am 7. September erhielten wir 16 Mann Zuwachs aus Frankreich. Von der Bahn abgeholt, wurden sie durch Herrn Leutnant Minn begrüßt. Uns „Alten“ brachte das Geschlechte Aussehen der Neuangekommenen unsre in Gefangenschaft verbrachten Monate und Jahre in lebhaftiger Erinnerung. Böving, Gefr.

### Beckenried.

Am 19. September überreichte Herr Oberst Beyerlein (Beckenried) in Anwesenheit sämtlicher in Beckenried internierten Offiziere und Offiziersanwärter Herrn Hauptmann von Bülow (Beckenried) das E. K. I. Kl. und Herrn Leutnant von Brandenstein (Gersau) das E. K. II. Kl.

### Sisikon.

Am östlichen Ufer des Urnersees, beim Eingang ins Riemenstaldental, liegt inmitten von zahlreichen Nußbäumen und Edelkastanien ein kleines sauberes Dörfchen — Sisikon. Zu Friedenszeiten schon hatte Sisikon einen gewissen Ruf als Sommerfrische um seines milden Klimas und seiner günstigen, herrlichen Lage willen. Schiff- und Bahnstation zugleich und an der verkehrsreichen, technisch und landschaftlich wunderbar angelegten Axenstrasse gelegen, bietet Sisikon allen Fremden das, was sie von einem ruhigen Kurort erwarten: Erholung.

Dies mag wohl auch einer der Gründe gewesen sein, weshalb man gleich zu Beginn des segensreichen Internierungswerkes Sisikon mit erholungsbedürftigen deutschen Soldaten belegt hat. In drei Hotels, „Urirostock“, „Rophaien“ und auf der 20 Minuten entfernten „Tellsplatte“, sind zusammen 80 Internierte untergebracht.

In den kleinen Orten geht das Leben meist ohne besondere Abwechslung vorüber, weshalb gerade hier sich alle Internierten nach einer befriedigenden Beschäftigung sehnen. Wie überall, so hat man auch hier Arbeits- und Werkstätten eingerichtet. So sind in Sisikon neun Arbeiter mit Schreinerarbeiten (Herstellung von Küchenartikeln) beschäftigt und auf der Tellsplatte zehn Mann unter Aufsicht eines Fachleiters in der Korbflechterei tätig. Auf jeden Fall ist in der Erstellung dieser Werkstätten eine segensreiche Einrichtung geschaffen worden, die vielen Internierten das bietet, was sie in Gefangenschaft solange haben vermissen müssen — freiwillige Arbeit, die Freude macht. Außerdem sind einige Leute bei Privatleuten und in der Landwirtschaft beschäftigt.

Auch für jene Internierten, die durch Verwundungen oder sonstige Leiden zur körperlichen Arbeit untauglich sind, hat man anregende Beschäftigung gefunden durch Einrichtung von Unterrichtskursen. So kann auf bequeme, ungezwungene Art und Weise jeder seine in der Gefangenschaft etwas vernachlässigten Kenntnisse auffrischen. In den hiesigen Kursen wird in Deutsch, Rechnen, Geographie, Stenographie, Buchführung und Bürgerkunde unterrichtet. Seit ungefähr vier Wochen wurde ein Schreibmaschinenkursus für 15 Teilnehmer angeschlossen.

Katholische und evangelische Geistliche sorgen in religiöser Hinsicht für das Wohl der Internierten durch regelmäßig Sonntags stattfindende Gottesdienste in der Pfarrkirche und auf der Tellsplatte. Am 5. August fanden sich am Seeufer die evangelischen Internierten von Sisikon und dem benachbarten Morschach einmal zu einem von bestem Wetter begünstigten Feldgottesdienst zusammen.

Große Freude herrscht, wenn es heißt: Neue Internierte kommen heute an! Denkt man doch gleich daran, wie glücklich die „Neuen“ sein werden, endlich die harte Gefangenschaft hinter sich zu haben, wie glücklich man selbst einmal in solcher Stunde war.

So freudig der Empfang der Neuangekommenen ist, so herzlich ist auch der Abschied jener, die das Glück haben, nach der Heimat zurückkehren zu dürfen. Durch

kleine Feiern in den einzelnen Hotels am Vorabend der Abreise werden in Abschiedsreden den Scheidenden herzliche Worte und Grüße mit auf den Weg gegeben, und unter freudigem Winken der Zurückbleibenden setzt sich am nächsten Tage der Zug in Bewegung.

In letzter Zeit sind durch Vermittlung der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft sieben Schüler der höheren Lehranstalten Düsseldorf in Sisikon angekommen und in den drei Interniertenhotels untergebracht worden.

Rotthang, Utlfz.

### Trogen.

Am Samstag, den 15. September, fand die Trauung des Grenadiers Johann Fischer mit Fräulein Anna Lettmöden aus Sellstedt statt.

Am Sonntag, den 16. September, wurde dem Reservisten Holzmann vom hiesigen deutschen Hilfsoffizier Herrn Leutnant Fischer das E. K. II. Kl. überreicht.

Am Mittwoch, den 19. September, kehrten ein Offizier, drei Unteroffiziere, zehn Soldaten und ein Zivilinternierter in die Heimat zurück. Unser Platzkommandant, Herr Hauptmann Kübler, richtete im Namen der Schweizer Behörden herzliche Abschiedsworte an die Scheidenden, desgleichen Herr Leutnant Fischer im Namen der zurückbleibenden Deutschen. Vor der Abfahrt des Zuges sprach Herr Feldwebelleutnant Hüß den Dank der Heimkehrenden an die Schweiz aus und schloß mit einem dreifachen Hurra, in das alle freudig einstimmten. B.

### Walzenhausen.

Die Internierten Gefr. Ewald Schaub, R.-I.-R. 67/9, Musketier Otto Sackers, R.-I.-R. 99/12 und Jäger Willi Scheibe, J.-B. 11/2, wurden durch Verleihung des E. K. II. Kl. ausgezeichnet.

### Waldstatt.

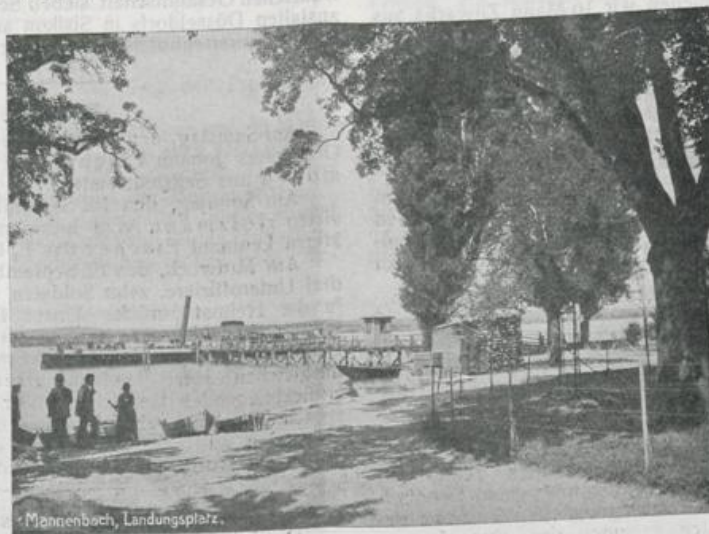
Im August wurden wieder zwei Ausflüge unternommen. Der eine, an dem acht deutsche Soldaten teilnahmen, führte zum „Hohen Kasten“ (1799 Meter ü. M.). Nach etwa einer Stunde Bahnfahrt bis Weißbad begann der Aufstieg. Leicht war der Marsch nicht, und öfters mußte Rast gemacht werden. Aber schließlich waren doch alle Schwierigkeiten überwunden, und eine herrliche Fernsicht auf das Alpsteingebiet mit seinen höchsten Erhebungen, dem Säntis und dem Altmann, auf die Bündner und Glarner Alpen, auf Tirol und Vorarlberg, auf Rheintal, Bodensee und das jenseits davon liegende deutsche Land belohnte reichlich alle Mühen des Aufstiegs. Nach ausgiebiger Rast und kräftigem Imbiß, wurde der Rückweg angetreten. Abends langte die kleine Schar, zwar müde, aber doch hochbefriedigt von all dem Gesehenen wieder hier an. — Die andere Gruppe von ebenfalls acht Mann, hatte den Säntis als Ausflugsziel erkoren. Nachmittags um 5 Uhr fuhr man mit der Bahn nach Urnäsch, von wo man aufstieg. Abends um 10 Uhr konnten die Zurückgebliebenen an einem verabredeten Feuerzeichen sehen, daß die Wanderer an dem Ziel dieses Tages, der Klühütte Tierwies, angekommen waren. Am anderen Morgen wurde der Aufstieg bis zum Gipfel des Säntis (2504 Meter ü. M.) vollendet. Bei klarem, fast wolkenlosem Himmel war die Aussicht prachttoll. Zum Rückmarsch wurde ein Weg benutzt, der über große Schneefelder im Anfang, dann über Wildkirch und Seealpe nach Wasserauen führt. Das letzte Stück des Weges wurde mit der Bahn zurückgelegt. Der Ausflug auf den Säntis wurde von dem behandelnden Arzt, Herrn Hauptmann Dr. Frösch, persönlich geleitet. K.

### Ermatingen. — Gemeinschaftlicher Ausflug nach Schaffhausen.

Am Sonntag, den 2. September 1917, unternahmen die Internierten Ermatingens unter Führung des Platzkommandanten Herrn Oberstleutnant Debrunner einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Schaffhausen. Um 9.45 Uhr erfolgte von Schloß Hard, wo sich die Internierten der beiden hiesigen Anstalten mit einer stattlichen Anzahl

Familienangehöriger versammelt hatten, der Abmarsch. Unter dem muntern Klang deutscher Soldatenlieder bewegte sich der Zug durch den Ort der Ermatinger Schiffslände zu. Kurz nach 10 Uhr erfolgte die Abfahrt mit dem Dampfer. Zwischen dem links von schweizerischen und rechts von deutschen Wäldern umsäumten Ufern des

sammen. Bei Stein, einem alten, malerisch gelegenen Städtchen, mit vielen erkerbesetzten Fachwerk- und Giebelhäusern, verläßt der Rhein und damit unser Schiff den See, um zwischen Wein- und Obstgärten, zwischen deutschen und schweizerischen Landen unserm Ziel entgegen zu eilen.

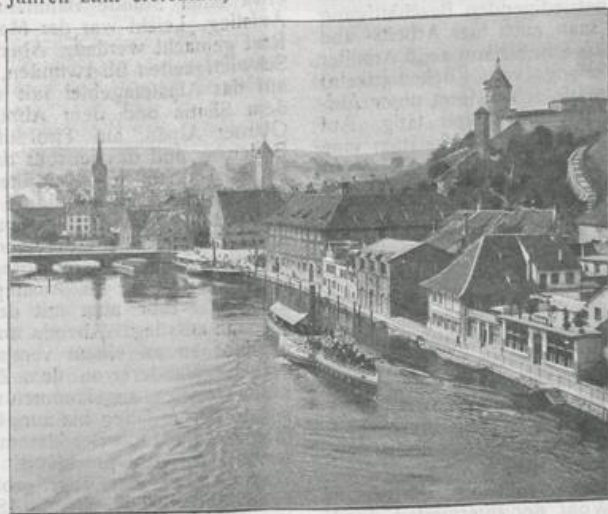


Mannenbach, Landungsplatz.

Mannenbach, Landungsplatz.

Bodensees geht die Fahrt über Mannenbach, das, von der Ruine Landegg und den Schlössern Salenstein und Arenenberg gekrönt, am Hange liegt, hinüber zur Insel Reichenau. Uns aller bemächtigt sich ein eigenartiges, ängstlich-freudiges Gefühl, als wir uns dem deutschen Ufer nähern, wir sollten nach langen drei Jahren zum erstenmal, wenn

Gegen 1 Uhr legten wir in Schaffhausen an, wo nach der ergiebigen Augenweide auch der Magen sein Recht bekam. Nach dem Essen ging es mit lustigem Liederklang unter der Führung von Herrn Hauptmann Schoch an den Hängen des Rheintals entlang nach dem „Rheinfall“, an den Hängen des Rheintals entlang nach dem „Rheinfall“, dem Ziel unsrer Reise. Von weitem schon vernahmen



Schaffhausen.

auch nicht deutschen Boden betreten, so doch an demselben anlegen und mit unsern Landsleuten Worte wechseln können. Mit freudigen Zurufen und Winken werden wir von einigen Landstürmern begrüßt; mit gleichem wird geantwortet. Das Schiff legt an, ein Passagier steigt aus, die Landungsbrücke wird wieder eingezogen und unter lebhaften Zurufen und Mützenschwenken beiderseits verlassen wir den deutschen Strand, Heimatsgedanken folgen uns.

Weiter geht es über den See, bald rechts, bald links anlegend. Immer näher drängen die beiden Ufer zu-

wir das dumpfe Donnern und Brausen der Wogen, und als wir die Höhe beim „Kurhaus Schweizerhof“ erreicht hatten, bot sich ein herrlicher Blick auf den Rhein, der sich über die ungefähr 160 m breite Felsbank hin zu blendend weißem Schaum auflöst und in undurchwirrbarem Durcheinander und hastigem Drängen 24 m tief hinabstürzt. Am Fuße des Falles ist das Donnern der Wasser so gewaltig, daß dadurch jeder andere Laut unterdrückt wird. Bei Sonnenschein webt sich über dem tobenden Schaumgewirbel ein Regenbogen, über dem am jenseitigen Ufer das alte getürmte „Schloß Laufen“ zu schweben scheint.

Froh des Gesehenen, kehrten wir nach Schaffhausen zurück. Das prächtige Münster, ein aus dem XII. Jahrhundert stammender romanischer Bau mit einem gemischt romanisch-gotischen Kreuzgang und der alten Glocke auf steinernem Unterbau, die Schiller zu seinem bekannten Lied angeregt haben soll, hält uns noch einige Zeit fest.

Von der „Munot“, einer alten, kreisrunden Bergfeste, die uns einen herrlichen Ausblick auf das Rheintal auf-

und abwärts gab, grüßten wir noch einmal die deutschen Lande. Nach einigen Stunden fröhlichen Verweilens im Hotel Schiff, wo es an lustigen Liedern und Scherzen nicht fehlte, kehrten wir mit der Bahn nach unserm Schweizer Heim zurück.

Der Dank der Teilnehmer für diesen schönen Tag, der allen in Erinnerung bleiben wird, ist unserm verehrten Platzkommandanten, Herrn Oberstleutnant Debrunner, sicher.  
Pfeiffer, Untffz.



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

### Deutsche Interniertenkinder in der Schweiz.

Den unermüdeten Bestrebungen des Herrn Konsul Steil, der in Interniertenkreisen durch die Einrichtung der Landwirtschafts- und Forstschule in Schloß Hard und anderer Wohlfahrtseinrichtungen daselbst zugunsten der Internierten bekannt ist, ist es gelungen, den Kindern der in Er-

matingen internierten deutschen Soldaten einen längeren Aufenthalt in der Schweiz, in der Nähe ihrer Väter, zu gewähren.

Am Sonntag den 9. d. M. konnte der Schöpfer dieses Unternehmens 28 Interniertenkinder auf dem hiesigen Bahnhof, die in Frankfurt a. M., aus allen Gegenden Deutschlands zusammenströmend, gesammelt waren und



Ermatingen.

von da unter Führung einer Schwester hier eintrafen, in Empfang nehmen. Die Freude auf seiten der Kleinen sowie der Väter, die ihre Kinder nach über dreijähriger Trennung wieder in die Arme schließen konnten, war unbeschreiblich, und in den Augen der meisten Umstehenden sah man Tränen ob der rührenden Empfangsszenen.

Die Kleinen sind in dem nahe bei Ermatingen gelegenen Schloß Arenenberg untergebracht (welches sich früher im Besitz Napoleons III. befand). Hoch am Ufer des Untersees, inmitten eines herrlichen Parkes gelegen, bietet es einen herrlichen Ausblick auf den Bodensee und die angrenzenden Gestade des Badener Landes. Die Ver-

pfehlung geschieht durch das Hotel Schiff in dem fünf Minuten entfernten Mannenbach, woselbst die Kinder das Mittag- und Abendessen einnehmen, während das Frühstück, welches durch eine Ordonnanz geholt wird, im Schloß eingenommen wird.

Im Laufe der Woche trafen noch 12 deutsche Kriegerkinder aus Bern hinzu, und morgen wird der Rest der angemeldeten 44 Interniertenkinder erwartet.

Der auf sechs bis acht Wochen vorgesehene Aufenthalt wird unseren kleinen Landsleuten in dauernder Erinnerung bleiben, und wir wünschen allen an Leib und Seele frohe Genesung.  
Pfeiffer, Untffz.



### Österreichisches Reiterlied.

Drüben am Wiesenrand  
Hocken zwei Dohlen —  
Fall' ich am Donaustrand?  
Sterb' ich in Polen?  
Was liegt daran?!  
Eh' sie meine Seele holen,  
Kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain  
Schreien zwei Raben —  
Werd' ich der erste sein,  
Den sie begraben?  
Was ist dabei?!  
Viel Hunderttausend traben  
In Öst'reichs Reiterei.

Drüben im Abendrot  
Fliegen zwei Krähen —  
Wann kommt der Schnitter Tod,  
Um uns zu mähen?  
Es ist nicht schad'!  
Seh' ich nur unsre Fahnen wehen  
Auf Belgerad!

Lt. D. Hugo Zuckermann, L.-I.-R. 11, 3. Komp., Feldp. 24.  
(Der Dichter fand den Heldentod für sein Vaterland bei  
den Kämpfen in den Karpathen 1914.)

### Der Adjutant und das Grammophon.

(Aus der „Deutschen Kriegszeitung von Baranowitschi“  
Nr. 35).

Ein vergnügter kleiner Kerl ist der Adjutant. Lebhaft und beweglichen Geistes. Er hat zuweilen Ideen. So bekam er auch eines Tages die Idee: „Grammophon“. Und davon sprach er viel, zählte auch jeden Tag dreimal die Reste seines fürstlichen Gehaltes durch. Ob das wohl zu einem Schreikasten reichte? Ob zu einem kleinen oder sogar zu einem guten? Und was mögen Platten kosten? Hm! Hm! Wie bekommt man das Ding nach hier? Von einem Urlauber? Wer ist sicher? Ist noch ein verständiger Mensch draußen, dem man schreiben kann? Da naht eines Tages die Erlösung. Ein Sanitätsunteroffizier muß nach Deutschland, um für die Entlausungsanstalt Wasch- und Wringmaschine zu holen, und wird einen Mann zur Unterstützung mitnehmen.

„Da geht mein Bursche mit, der holt ein Grammophon! Albert, Albert, Albert! Wo ist er? Der versteht das. Oder versteht der Unteroffizier das? Albert, kommen Sie mal her. Können Sie ein Grammophon kaufen? Was kostet das Dings? Machen Sie sich schnell fertig.“ Die nötigen Urlaubsscheine werden besorgt, dazu die Entlausungsscheine und die Fahrscheine. Darüber kommt der Monatserste und der Zahlmeister. Und nun ist die Sache sicher. „Warum soll ich mir nicht ein Grammophon

leisten“, sagt der Herr Adjutant. Ich weiß auch nicht, warum nicht. Und Albert fährt ab. Sagte ich etwa oben „Erlösung“. Sieben Tage dauert es, bis Albert wieder kommen kann und solange sind wir nicht „erlöst“. Man geht aufgeregt im Zimmer auf und ab. Man sitzt sinnend da. Man murmelt im Schlaf. Man spricht von Platten, gutem Schall, Nebengeräuschen. Ob er wohl eins bringt ohne Schalltrichter? Wie ist es verpackt? Kommt es auch gut an? Man spaziert umher, bleibt plötzlich stehen, stemmt die Hände in die Hüften und sieht sich herausfordernd um. „Was werden die anderen sagen? Denen werde ich aber was vorspielen. Und durch das Telephon sollen sie zuhören, was für ein zauberhaftes Musikgefäß ich habe. Besonders Herr Hauptmann M. Der soll sich ärgern. Meins ist viel schöner wie seins. Passen Sie nur auf. Albert macht das. Albert kann das.“

So leben wir einige Tage in höchster Spannung, denn ich genieße das alles mit, da ich mit dem Adjutanten wie verheiratet wohne. Jetzt kommt ein Telegramm aus Lesnaja. Ein Wagen soll kommen und die Waschmaschine holen. „Hurra, das Grammophon ist da! Albert kommt mit dem Grammophon.“ Endlich. Die Schritte, mit denen der Adjutant im engen Raume auf und ab stiefelt, werden unwahrscheinlich groß. Sein Genick noch steifer, die Augen funkeln. Und endlich kommt der Albert mit der Singkiste. Es wird ausgepackt, aufgedreht, Platte eingelegt, und dann hebt die Musik an. Ein Militärmarsch. Ein Feldherr auf dem Postament ist nichts gegen Hans F., der uns seine Kapelle vorführt. Und nun genießen wir nach und nach alle die schönen Stücke des wirklich auffallend gut und rein klingenden Instrumentes. Wir wiederholen auch nach Bedarf, z. B. nach unangenehmen Befehlen, vor dem Essen, nach dem Essen, bei Besuch, beim Skat, während gegeben wird, vor dem Schlafengehen, nach dem Aufstehen. Abends spät, wenn die Befehle rund sind und Ruhe eingetreten ist, sollen nun auch andere Leute Freude haben. Ein guter Bekannter, der eine halbe Stunde vor hier beim III. Bataillon liegt, wird angerufen, dann kommt das Grammophon an den Fernsprecher, und das schöne Lied: „Denn der Soldate, der Soldate ist der beste Mann im Staate“ geht als Duett mit Orchesterbegleitung los. Nun hängt an den Fernsprecher auch das II. Bataillon an, dann Kompagnien, dann die Artillerie, und zuletzt singt zwei Stunden im Umkreis alles begeistert den eben aufgeführten Kehrreim mit.

Plötzlich ist der Telephonoffizier vom Regiment an der Leitung. Vollständige Stille herrscht. Das Grammophon wird schnell fortgetragen. Aber der Telephonoffizier weiß schon Bescheid. „Bitte, Herr Leutnant F. für mich.“ „Hier F.“ „Guten Abend. Sie haben doch die neuen Elemente für die 4. Kompagnie erhalten! Die Elemente sind jetzt so rar, die halten nicht so lange wie Ihre Grammophonplatten.“ Und durch den Nebenhörer vernehme ich vielstimmiges Gelächter zwei Stunden im Umkreis.

Nun erfreuen wir uns wieder allein der Musik und studieren das Verzeichnis nach neuen Nummern und legen zusammen. Schon ist ein Brief an einen Urlauber in die Heimat fertig, der Platten mitbringen muß. Der Genuß wird lawinenartig anwachsen und die Musik uns unversehens in das Frühjahr, den Sommer und den Vormarsch hineinspielen.





**Wer wird es wohl sein?**

(Aus der „Champagne-Kriegsztg.“ Nr. 136.)

Drüben am Waldesrand  
Ein Holzkreuz allein —  
Es trägt keinen Namen.  
Wer wird es wohl sein?

Drüben in Deutschland,  
Irgendwo am Rhein,  
Weint still eine Mutter:  
„Wo wird er wohl sein?“

Offstellv. R. Bl.

### Hindenburg-Anekdoten.

Viel zu jäh trat die Gestalt des Feldmarschalls von Hindenburg in das große Geschehen der Jetztzeit, als daß die geschwätzige Fama Muße gehabt hätte, sein Erscheinen mit volkstümlich erläuternden Anekdoten zu begleiten. Eher haftete ihm von vornherein etwas Legendarisches an. Der Körperlichkeit nach wohl dafür geschaffen, schlüpfte der Marschall gleichsam in die Rüstung des bisherigen Schildhalters des Deutschen Reiches, Bismarcks, — des Bismarck, der allgemach über den Hader der Parteien triumphiert hatte, — und hielt an seiner Stelle die Wacht, trug den Geist von seinem Geiste, nur gemäß dem Gebot der Stunde alle Kräfte auf die Tätigkeit des Feldherrn gerichtet.

Hindenburg gibt nicht witzige Schlagwörter von sich, und der militärische Aufstieg zum kommandierenden General führt ihn kaum irgendwann in Situationen, die zu anekdotischen Glossen Gelegenheit geben.

Den Wahlstatter Kadetten von Beneckendorff und Hindenburg wird man sich nicht im geringsten anders vorzustellen haben wie die grünen Hoffnungen des deutlichen Heeres von heute: in viel zu weitem Rock und noch viel weiteren Beinkleidern, ein frisches Jungengesicht unter großer Schirmmütze und der höchsten Würde sich bewußt.

Den jungen Leutnant plagten bereits ehrgeizige, hochfliegende Pläne. Wie ihm ein Kamerad als das letzte Ziel seines militärischen Ehrgeizes bezeichnet, an der Spitze eines Regiments zu stehen und es mit Hurra gegen den Feind zu führen, wiegt der Leutnant von Hindenburg unzufrieden den Kopf und bringt nach einiger Zeit hervor: „Für mich müßte es das Ganze sein!“

Zunächst freilich ist dieses „Ganze“ nur eine Kompagnie Gardeschützen. Aber der Premierleutnant von Hindenburg führt sie, wie es ihm befohlen ist, mit scheidigem Hurra gegen die uneinnehmbare, glaciaartige Hochfläche von Amanvillers. Das Schicksal fügte es glücklich: er kam mit einem schweren Armschuß davon.

Danach heben die langen Jahre der Friedentätigkeit für ihn an. Er steigt von Stufe zu Stufe empor bis zum kommandierenden General. Wie er sich selbst allezeit das Höchste abfordert, verlangt er auch von den Untergebenen das Höchstmögliche der Leistung. Er wird ein strenger, anspruchsvoller Vorgesetzter, nur ehrlich geleistete Arbeit und Tüchtigkeit, auf welchem Gebiet es immer sei, be- und stehen vor ihm. „Wir sind alle Arbeiter“, spricht er bei der Einweihung des Offiziershauses in Oldenburg, „sei es mit dem Degen in der Hand oder mit dem Hammer und der Kelle in der Faust.“ Und der erfüllten Pflicht

denkt die gefürchtete, vielüberlaufene Magdeburger Exzellenz: „Wenn es sich um die alten Veteranen handelt, bin ich immer zu sprechen.“

Nachdem er die höchste Staffel der Friedensleiter erklimmen hat, tritt der Kommandierende General des IV. Armeekorps in den Schatten des Ruhestandes zurück, und erst die Not Ostpreußens ruft ihn wieder aus dem Dunkel hervor. Die Anekdote, die sich nie genug tun kann, übertreibt: krank, im Bett, habe ihn die kaiserliche Botschaft getroffen; Hindenburg berichtigt: am Kaffeetisch. Aber das Herz wird ihm wohl auch am Kaffeetisch bis zum Hals geschlagen haben. Bald darauf langt der erbetene Generalstabschef, Generalmajor Ludendorff, im Sonderzug aus Belgien an, und beide fahren sogleich weiter, nach Tannenberg. Aber das lehnt der Marschall lächelnd ab, daß er vordem allsommerlich an den masurischen Seen gewieilt und eine alte Kanone durch sie hindurchgezogen habe, um die Tiefe des Schlammes zu messen, in dem er die Russen zu ersticken gedachte.

Jetzt, mit 70 Jahren, steht der Generalfeldmarschall auf dem Scheitelpunkt einer Lebenslinie, wie sie erhabener kaum je gezogen wurde. In seinem Hirn entstehen die Maßnahmen, die, von treuen Helfern bearbeitet, im Wechselspiel der gewaltigen Kämpfe aller Zeiten sich geeignet erwiesen haben, das bedrängte Mitteleuropa gegen den Ansturm der übrigen Welt siegreich zu verteidigen. Jetzt hält er „das Ganze“ in seinen Händen.

Fragt dann ein Vorwitziger, was er „nach dem Kriege“ wohl zu tun gedenke, so schüttelt Hindenburg zu dem vorgeschlagenen Generalstabschef und Kriegsminister bedächtig den Kopf. Und er erklärt: „Ich gehe wieder nach Hannover in Pension. In meinen Jahren gibt es nichts Schöneres, als nach getaner Arbeit vom Schauplatz abzutreten und der Jugend Platz zu machen.“ Wahrlich, er hat recht. Wem es beschieden war, auf der entscheidendsten Stelle mit den weitesten Machtbefugnissen erfolgreich zu wirken, der hat das Maß des Lebens erfüllt, ihm bleibt „nach getaner Arbeit“ nur ein ehrfürchtiges Nachsinnen und Gedenken des Vergangenen, höchstens daß er den Griffel zur Hand nimmt, um den Nachgeborenen zu bekunden, daß auch das Genie nur von redlichem Fleiß und unermüdlicher Treue gegen sich selbst zur Sonnenhöhe geleitet wird.

### Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Von den anderen Booten war nichts mehr zu sehen. Huuh, Huuh, Huuh gellten ihre Sirenen in schrillen Rufen, die in Schiffsplanken und Menschenknochen nachzitterten, und ohne Befehl vom Führer drängten die Boote sich zusammen, bis im Keil der Normalstellung Bug an Heck, Schnauze an Steiß lag.

Barenheim blieb auf der Brücke und lauschte mit den gespannt in das nur von den Bootslichtern erhellte Schwarz der Nacht, die kurz nach vier Uhr ihre feuchte Decke auf die Nordsee warf. Das deutsche Meer liebte deutsches Land und war deutschen Seeleuten hold. Es gab ihnen eine Küste, von zwei Flanken und vielen Untiefen gesichert. Es liebte ihnen die lange winterliche Nacht und die Tarnkappe des Nordseenebels.

Müdigkeit meldete sich jetzt. Um fünf Uhr früh hatte er das Boot durch die Schleuse von Wilhelmshaven genommen und seither zwölf Stunden in Nässe und Wehen auf den Füßen gestanden. Doch für fast zwei weitere hieß es wachsam sein. Backbord voraus tutete eine Sirene mit dem dumpfen Dröhnen der Pfeife großer Dampfer. Die sechs Männer um ihn reckten die Häse und schnuperten mit den Nasen, um Kohlenrauch zu entdecken. Er sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten und Vermutungen austauschten, aber von den Stimmen hörte er auf zwei oder drei Schritte Entfernung nichts, weil der Nebel sie verschluckte. Der Wind war abgeflaut. Klatschend hämmerte noch die hohe See an die schwankenden Wände. Einmal versilberte voraus ein Scheinwerfer einen Kreis der wallenden grauen Schleier, und eine Sirene gellte ihr „Huih, Huih, Huih“ so gebieterisch drohend, daß er wußte, Pirchheim warne mit Pfeife und Scheinwerfer einen lässigen Kapitän. Dann klang in regelmäßigen Zwischenräumen nur das Heulen von den Booten der Flottille, bis die Sellebrunnen-Tonne ihre weinerlich klagende Stimme hob. Jetzt galt es kurz treten, denn die Flottille mußte sich in Kiellinie in den Hafen tasten. Riesbach und der Steuer- mann standen peilend über dem Tisch im Kartenhaus. Er sah ihnen über die Schulter und befahl dem Rudergänger: „Drei Strich Backbord!“

Das Boot schwenkte nach links und richtig! Dort glänzten wie matte Monde die beiden Lichter.

„Halbe Fahrt!“

Gespannt lauschte und roch er in das Schwarz.

Da —

„Beide Maschinen äußerste Kraft zurück!“

Ting ting ting ting ting.

Aber doch stieß, bums, mit einem Krach, der ihn fast auf die Nase geworfen hätte, der Bug von „S 444“ gegen den Pramm voraus, der schwarz und gespensterisch durch Nacht und Nebel strich.

„Verflucht und zugenäht. Der hat 'n Schubs gekriegt.“

Aber um ihn kam es im Brustton der Überzeugung aus sechs Kehlen: „Nein, Herr Kapitänleutnant. Wir haben nicht getötscht!“

Erst verdutzt, dann amüsiert, aber nicht ohne freudige Genugtuung mußte er lächeln. Ein Zusammenstoß konnte dem Kommandanten Schererei, Schreiberei, vielleicht gar Strafe bringen. Das wußten die Leute. Darum traten sie vor ihn, bereit, zu bekunden, er habe den Pramm nicht geschrammt. Mit des Dienstes höchstem Lohn, der treuen Anhänglichkeit der Mannschaft, die er pflichtgemäß gar manchen lieben langen Tag geschunden hatte, spürte er den Geist der Kameradschaft, der wie in sonst keiner Wehrmacht den deutschen Offizier dem Mann verband.

Mit einer Gebärde, die derb, aber unwillkürlich auch die eines Freundes ward, packte er den ihm nächsten Mann, den Rudergänger, im Genick und schüttelte ihn: „Wollt Ihr Rasselbande nicht lügen!“

Der hob den Kopf und grinste dreist: „Ich sage die Wahrheit, Herr Kapitänleutnant!“

„Maul halten und aufpassen! Steuermann, wenn ich festgemacht habe, fragen Sie den Skipper, ob was passiert ist. Oberleutnant Riesbach, gehen Sie nach vorn. Ich bitte um Meldung, ob ich Schaden gelitten habe.“

## VI.

Im Abteil niedersitzend, hob Barenheim die Augen zu seiner jungen Frau ihm gegenüber: „Jetzt begreife ich, wie Onkel Karl sein Geld verdient hat. Er kann rechnen!“

Grete sah durch das Fenster in den Bahnhof von Colmar, warf einen prüfenden Blick auf den dicken Herrn in der anderen Ecke und bestätigte leise: „Ja, auf die Minute pünktlich waren wir hier und kommen nun noch bei Tageslicht nach Basel.“

Die Fahrt im Automobil von Dieuze durch Wald und Berge nach Colmar hatte ihr Gesicht gerötet.

„Scheint dir so gut bekommen zu sein wie mir, Gretel. Der Sekt war etwas süß, aber jetzt spüre ich nur

noch Durst als Erinnerung an das Zutrinken. Vielleicht lasse ich mir im Speisewagen eine Flasche Bier geben.“

„Nicht gleich, Erni! Wir sitzen das erste Mal allein als . . . du weißt!“ Tief und warm sah sie ihn im Gefühl großen Glücks voll Liebe und Vertrauen in die Augen.

Ihm wurde der Kopf warm. Ohne des Dicken zu achten, griff er nach ihren Fingern, die im Fensterriemen hingen. Aber scheu entzog sie die Hand seinem Druck.

Darum mußte er sie necken und sagte laut: „Süßer Fratz!“

Der Dicke wendete den Kopf. Am liebsten hätte Ernst sie auch noch geküßt, hastig und heiß wie vorher, als sie während der Fahrt in des Onkels Automobil auf der Waldstraße zwischen Rothau und Markkirch sich umder schauten, ob der Chauffeur nichts merke und kein Wanderer vorübergehe, ehe sie ihre Lippen mit flüchtigem, aber festem Druck aneinanderpreßten und wie Kinder lachend sich dann wieder in ihre Sitze warfen. Ja, er liebte sein Gretel und wartete mit Ungeduld auf die Ankunft in Basel. Dort wollten sie vor der Weiterfahrt nach Ragaz übernachten. Im Hotel würde er das hübsche junge Mädchenköpfchen zwischen beide Hände nehmen. Küsse sollten in den kühlen, klaren Kinderaugen den Blick der Frau wecken.

Unter seinem bewundernden Starren errötend, drehte sie den Kopf wieder zum Fenster, schloß einen Augenblick die Lider und meinte: „Liebe Menschen, dein Onkel Karl und Tante Lieschen. Warum hatten sie die Tochter nicht mitgebracht?“

Sie sah ihn die Stirn krausen und mit der Antwort zögern. Vielleicht ärgerte er sich, daß seine Cousine nicht zur Hochzeit gekommen war.

Warum mußte Gretel so bald auf das Gespenst oder Skelett im Schrank der jungen Ehe zeigen? Hatte er sich doch vormittags am Altar vorgenommen, an Else nicht mehr zu denken, und in der Rührung über das Zittern des Mädchenarmes an seinem Ellbogen geglaubt, es werde leicht sein, guten Vorsätzen treu zu bleiben. Geschworen hatte er sich, das liebe Dingchen in Treuen zu hegen und zu pflegen, sein so fest und fromm vertrauendes Gretel vor Leid und Unheil zu behüten. Aber im Gespräch mit der Tante und dem Onkel, der ein kostbares Hochzeitsgeschenk brachte und ihm für einen Tag wenigstens sein Automobil zur Fahrt bis Colmar aufgedrängt hatte, war wider Willen das Bild Elses aufgetaucht. Als die Tante meinte, „das Kind“ freue sich darauf, die neue Cousine bald in Wilhelmshaven zu überfallen, glaubte er Elses mit zwei tiefen, girrenden Lauten aus der Kehle kommendes „Du, du!“ locken, aber auch drohen zu hören. Er liebte zwei Frauen, wie sehr er mit sich kämpfte, und mußte Versteck mit der eigenen spielen. Grete wartete auf Antwort.

„Sie kam wohl nicht, weil es mehr Strapaze als Vergnügen ist, eine Hochzeit in Dieuze mitzumachen.“

Um sich über Verlegenheit und heimliche Gedanken hinwegzuhelfen, erzählte er, was sie so gut wußte wie er: „Übernachten können Besucher in dem Nest nicht. Darum wurden wir ja um elf getraut. Um zwölf war Frühstück, um drei fuhren wir ab, und wenn das Auto heute Abend wieder in Dieuze eintrifft, trägt es Onkel und Tante nach Metz ins Hotel. Meine Eltern fahren nach Remilly, und auch die anderen Gäste nächtigen in Straßburg oder Metz.“

„Daß keiner von deinen Kameraden kam, tat mir leid.“

„Heydebreeg wurde der Urlaub abgeschlagen, weil gestern, am ersten April, das neue Dienstjahr begann. Darum müssen wir auch am zehnten in Wehhaven sein. Montag, den elften, gehe ich mit dem Geschwader in See. Gleich die erste Woche bleibst du allein im Hause, armes Gretel.“

„Ich werde genug zu tun haben, Erni. Ist wirklich alles in Ordnung?“

„Ganz wie du bestimmt hast. Sogar das Mädchen wartet auf dich.“

Ihre frohen Gedanken flogen zum neuen Heim, das sie für seinen Empfang nach Ablauf der ersten Dienstwoche rüsten wollte. Gut haben sollte es ihr Erni, der so männlich straff, gebräunt und gesund im dunkelblauen Zivilanzug vor ihr saß.

„Zu welchem Tage habe ich dich zu erwarten?“

„Freitag gegen Abend dürfte ich kommen.“

Im stillen hoffte er sie schon mittags überraschen zu können. Mit einem der beiden Drücker in der Tasche würde er leise die Wohnungstür öffnen, auf den Zehen ins Zimmer schleichen und ihr plötzlich von hinten die Hände über die lieben Augen legen.

Als er schmunzelte, lachte auch sie vergnügt, reckte in Behagen die Arme und straffte den jungen Leib unter dem grauen Kleid, in dem er sie während des Weihnachtsurlaubs gesehen hatte. Dann näherte sie den Kopf dem seinen, blickte auf den wieder in der Ecke schnarchenden Dicken und flüsterte: „Wenn du da bist, schließen wir die Wohnung ab. Bis du am Montag auf das Schiff gehst, kommt niemand hinaus oder hinein.“

„Solche Luftschlösser darf eine preußische Offiziersfrau nicht bauen, Gretel.“

„Ich bin keine preußische, sondern eine deutsche!“

Er schüttelte energisch den Kopf und gefiel ihr gut, weil er überlegen, ernst und selbstbewußt blickte.

„Ein Barenheim ist immer preußischer Offizier!“

Sie vergaß ihre Enttäuschung.

„Recht hast du wohl, aber was sollten wir außerhalb des Hauses zu tun haben?“

„Am Sonnabend dürfte ich zum Dienst gehen. Am Sonntag nehmen wir eine der drei Wilhelmshavener Autodroschken und geben Karten ab. Der Kommandant, der Erste Offizier und drei Kameraden vom „Burggraf“ sind verheiratet. Der Geschwaderchef ist Junggeselle, aber beim Stationschef und einigen Familien, in deren Häusern ich viel verkehrte, müssen wir Besuch machen. Auch sind Metzners — übrigens Bekannte von Tante Lieschen und ihrer Tochter — nach Wilhelmshaven versetzt, und bei den großen Entfernungen brauchen wir zwei bis drei Stunden, um alle abzuklinkern.“

„Was ist Klinkern wieder für ein Ausdruck, Erni?“

„In Schlickstadt und Umgebung gibt es keine Steine, denn wir leben auf angeschütteter Erde. Die Straßen sind mit Ziegeln, also Klinkern, gepflastert. Wir sagen von Leuten, die in dem Nest das graue Elend kriegen, sie hätten den Klinkerwahnsinn.“

„Zu dem Leiden spüre ich wenig Veranlagung, Erni.“

Fest und bestimmt sagte sie es, als ob das scheue kleine Dingchen eine Persönlichkeit habe. Vielleicht ähnelte sie gar der Mutter, die ihren Mann zu leiten versuchte. Und erst verdutzt, dann amüsiert, mußte er lachen, als sie nach einem Blick auf ihre kleine Uhr wirklich im Ton der Frau von Diershofen sagte: „So, Erni! Geh' dein Bier trinken. Wir haben nur noch zwanzig Minuten.“

An ihre Eltern in Dieuze dachte sie, als er sich beurlaubt hatte, an die Mutter, die beim Abschiedskuß, fast etwas verletzt, meinte: „Es scheint dir gar nicht schwer zu werden!“ Nein! Es wurde ihr sogar leicht, dem Geliebten in die Fremde zu folgen, obwohl dann und wann in die Freude, endlich Erniss Frau zu sein, auch eine unbestimmte Furcht sich mengte. Gedanken, die sie schnell abschütteln mußte, kamen. Dann sah sie den guten Vater wieder barhäuptig im Waffenrock mit Epauletten, deren Silberfransen im frischen Frühjahrswind flatterten, den etwas weinroten Kopf vor der Haustür der Dieuzer Kommandeurwohnung in das Fenster des Automobils stecken: „Liebe Kinder, nun halte der gute Gott seine Hand über euch, und da wir auch das Irdische bedenken müssen, habe ich noch etwas mitgebracht.“ Zu Ernst hatte er die schimmernden Augen gehoben: „Daß du mir meinen Liebling gut behandelst! In Basel stand die Grete

immer vor den Spitzenläden!“ Dabei zuckte plötzlich der dicke, schwarze Schnurrbart mit den ersten ergrauenden Fäden, und er legte Ernst einen Briefumschlag in den Schoß. Sie aber hatte mit beiden Händen des Vaters Kopf so tief, daß er knurrend sich wehrte, in den Wagen gezogen und ihn mit dem plötzlich in der Kehle würgenden Weh des Abschieds auf offener Straße geküßt. Doch als der Chauffeur ankurbelte, konnte sie voll Vertrauen die Finger auf Ernsts Hand legen und hätte ihn fast um Verzeihung gebeten, weil der Vater verlangte, er solle sie gut behandeln. Das war nicht nötig gewesen. Ihr Erni liebte sie treu und wahr, war ihr so gut wie sie ihm.

Des großen Glückes froh, stand sie auf und trat in der Mitte des Abteils vor den Spiegel, um sich für das Aussteigen fertigzumachen. Ihr Hut saß gerade. Sie zupfte an der grauen Jacke und wollte zum Schirm im Netz greifen.

Von vorn klang Donnern? Ein Krachen oder Splittern glaubte sie zu hören, als sie sich mit furchtbarer Gewalt gegen die Polsterwand geschleudert fühlte und mit dem Gesicht auf die Rücklehne fiel. Für eine Sekunde mußte der Stoß sie betäubt haben. Als Furcht und Angst sie mit schmerzenden Knien auf die Füße springen ließen, rollten die Räder nicht mehr. In einem unheimlich grausigen Schweigen des Schreckens und Entsetzens stand still der Zug, bis von weither ein furchtbarer Weheschrei aufging und mit Rufen von Klage und Qual zusammenklang.

Die Hände um Wangen und Ohren gelegt, kam sie zur Besinnung vor ihrem von Grauen verzerrten, bleichen Gesichtsbild im Spiegel. Ein Unglück war geschehen und Ernst . . . vorn . . . dort . . . wo sie das Krachen und Splittern gehört hatte.

Ganz wach, klaren Verstandes fühlte sie sich wieder. Angst würgte an der Kehle, das Herz klopfte, und Furcht vor Unfaßbarem wollte die schmerzenden Glieder lähmen, aber schnell und fest schritt sie durch den Gang zur schon offenen Wagentür. Laut durcheinander redende Menschen mit bleichen Gesichtern machten Platz. Sie sprang auf den Kies des Bahnbeds. Der Schmerz in den Knien hätte sie fast schreien lassen, aber es gab an Wichtigeres zu denken. Die Rölcke raffend, lief sie hastig nach vorn. Zur Rechten rannten schreiende, gestikulierende Menschen mit. Links stand der Zug unversehrt bis auf die Wagen ganz vorn. Die Lokomotive saß aufrecht, den Schornstein fast wagerecht nach hinten gekehrt wie ein Tier auf den Hüften. Die zerbrochenen, verbogenen Vorderräder ragten über die ineinandergequetschten, halb vom Gleis geschleuderten letzten Wagen eines Güterzuges. Hinter dem still und grausig kauern, unheimlichen Tier von Stahl aber sah sie die beiden vordersten Wagen des Schnellzuges — den grünen mit dem Gepäck und den braunen mit dem Restaurant — mit zwei Enden zu einer Pyramide gegeneinander getürmt.

Herbeigelaufene Menschen versperrten ihr den Blick auf die Pyramide. „Zurücktreten!“ riefen in zwei Sprachen Beamte, die beim Dutzend aus dem nahen Bahnhof gekommen waren. Sie drängten Neugierige und Suchende von den beiden Wagen, schlossen mit den Rücken zur Menge einen Ring und wehrten dem Drängen. Andere hieben mit Äxten auf das braune Holz des Speisewagens. Aus den unteren Fenstern des auf der einen schmalen Wand stehenden Kastens kletterten Menschen und sprangen Helfern in die Arme. Die Gesichter blickten verstört. Die Lippen schrien in Entsetzen. Vom zerschnittenen Kopf einer Frau floß Blut. Ein jammernder Mann umklammerte mit den Fingern der Rechten seinen schlaff hängenden linken Arm, und immer fiel hallend der Schlag von Äxten auf krachend brechendes Holz, das auch ihren Ernst barg. Da hörte sie sich schreien, schrill und laut, denn ihr war, als müsse jeder Hieb den Geliebten treffen.

„Um Gottes willen, lassen Sie mich zu meinem Mann.“

(Fortsetzung folgt).



## Vermißt

seit der Nacht vom 8. zum 9. September 1914 im Dorie Marchais (en Brie) auf dem Rückzuge seiner Batterie aus dem Gefecht bei Montmirail wird der Fähnrich

## Meinolph von Mallinckrodt

2. Westfäl. Feldartillerie-Regiment Nr. 22, 5. Batt. (Erkennungsmarke Nr. 5, 5. Batt.). Der Vermißte trug eine silberne Marienmedaille an silberner Kette und mit eingraviertem Namen um den Hals. Sein Zeiss-Feldstecher trug gleichfalls den eingravierten Namen. v. M. (vielleicht Schuß rechter Oberschenkel) soll zuletzt am 10. oder 11. September 1914 auf einem Verwundetentransport nach Châlons s. M. von einem diesen Transport begleitenden Infanteristen gesehen worden sein. Sämtliche Verwundete dieses Transportes sind in französische Gefangenschaft geraten. — Zweckdienliche Nachrichten sind zu richten an die Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung in Bern, Effingerstraße 6 a.

Der Unterzeichnete gedenkt demnächst in Deutschland Vorträge zu halten über den Aufenthalt und die Beschäftigungsgebiete der deutschen Internierten in der Schweiz. Er bittet daher höflich um leihweise Einsendung von bezüglichen Berichten und namentlich von Photographien und Zeichnungen aller Art. — Gleichzeitig können auch Aufträge geschäftlicher oder privater Natur übertragen werden.

◇  
HANDELSLEHRER LÖTSCHER  
INTERNIERTEN-SCHULE DAVOS-PLATZ

Gesucht: Junger Commis aus der Herrenkonfektions- oder Manufakturwarenbranche als  
**Verkäufer, Decorateur und Lackschreiber**  
in kleine Stadt, der Ostschweiz. Off. m. Gehaltsansprüchen u. Photographie unt. Chiffre O F. 205 Z an Orell Füssli-Annoncen, Zürich.

**Gesucht Großuhrmacher** (Pendulier). Jahresstelle. Offert. mit Gehaltsansprüchen an W. Häfliger, Uhrengeschäft Luzern.

Gut bezahlte Arbeit finden  
**tüchtige Schlosser u. Dreher**  
in Maschinenfabrik auf dem Lande. Offert. unter Chiffre P. 205 an die Exped. ds. Bl.

Per sofort gesucht ein tüchtiger

## Großstückmacher

für dauernde Beschäftigung. Vermittlung durch das Interniertenbüro wird besorgt. Anfragen an

Ph. Stutz, Massgeschäft, Hochdorf bei Luzern.

521

## Deutscher Zivilinternierter

sucht per sofort einen tüchtigen **Tourneur** event. **Damenschneider** zur Reparatur eines Pelzmantels. Offerten an H. Altmann, Basel, Palmenstraße 3.

520

## Walter Zimmermann

geboren den 12. Juli 1896 in Berlin, zuletzt beim Leibgrenadier-Regiment Nr. 8, 2. Batl., 5. Komp., wird seit dem 27. Juli 1916 in der Sommeschlacht vermißt. Etwaige Auskünfte über den Vermißten werden höfl. erbeten an Ingenieur E. Schwyzer-Stoll, Zürich, Parkring 51.

516

## Kürschnergehilfen

sucht  
A. Ledergerber, Pelzwaren, St. Gallen.

518

517